

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit

Hausrath, Adolf

Heidelberg, 1876

Erstes Buch. Vorgeschichte.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8435

Erstes Buch.

V o r g e s c h i c h t e.

I. Erste Einleitung.

Der Herrsch. Theodor Richter hat in seinem geistlichen Amte
„Straf und die Strafbücher“ die ganze Lage seiner Zeit
zur Zeit des Aufstretens von Strafen, deren Studienweise er
war, mit der Zeit eine neue Welt erschaffen und dem Strafen
Beobachtungen des Kunstgelehrten charakterisiert. Was er in
kirchlicher Beziehung uns vorführt, sind nur die allbekanntesten
Güter des höchsten Landbesitzes aus der Zeit, da
die Gewässer des Nationalismus sich zu verlaufen begannen,
wobey durch die Gegenwart des moralisch geübten schwebenden
Stammes, der von den aufstrebenden Ländern weniger angegriffen
worden war, als die benachbarte Rheinische und baltische Bevölkerung.
Es ist die Verschiedenheit der Nation, die sich auch darin offenbart.
So trüblich am Abend der Bevölkerung das Bild der Welt
dann so langsam geht jenseits des Schanzengrabes die Strafen
vor sich. Grand, baltisches, Strupkales, Organisches, ja
Tiefes will der schwebende Strafen in der Natur seiner Land-
teile wahrnehmen. Er ursprüngliche Zeichen der schwebenden
Wahrheit, die keine Strafen, die ein überwältigtes Land auflegt und
der Herrschens des jungen Aufstretens haben bei der Ausprägung

Halleische Jahrbücher. 1835. Nr. 57. H. Negeputz in Leipzig.
Krit. Göttingen. 1844. I. 2.

1. Erste Eindrücke.

Friedrich Theodor Vischer hat in seinem geistvollen Aufsatz: „Strauß und die Württemberger“¹ die ganze Lage seiner Heimath zur Zeit des Auftretens von Strauß, dessen Studiengenosse er war, mit der Frische eines Mitlebenden und dem scharfen Beobachtungssinn des Kunstgelehrten charakterisirt. Was er in kirchlicher Beziehung uns vorführt, sind nur die allbekannten Züge des süddeutschen Landeskirchentums aus der Zeit, da die Gewässer des Rationalismus sich zu verlaufen begannen, modificirt durch die Eigenart des mystisch grübelnden schwäbischen Stammes, der von den aufklärenden Tendenzen weniger angegriffen worden war, als die benachbarte rheinische und hessische Bevölkerung. Es ist die Verschiedenheit der Racen, die sich auch darin offenbart. So fröhlich am Rhein der Bevölkerung das Blut durch die Adern rinnt, so langsam geht jenseits des Schwarzwaldes dieser Proceß vor sich. Etwas Nachdenkliches, Skrupulöses, Sorgenvolles, ja Tristes will der schwäbische Ethnograph in der Natur seiner Landsleute wahrnehmen. Der ursprüngliche Tiefsinn der schwäbischen Race, die harte Arbeit, die ein überfülltes Land auferlegt und der Rigorismus des strengen Lutherthums haben bei der Ausprägung

¹ Hallische Jahrbücher. 1838. Nr. 57 ff. Abgedruckt in seinen Krit. Gängen. 1844. I, 3.

dieses Zugs mitgewirkt. Die heitern, vollsthümlichen Elemente des Katholicismus hatte die dogmatische Doctrin verbannt, die strenge klösterliche Erziehung der Lehrer und Geistlichen hatte man beibehalten. Eine Generation vor Strauß gingen die Schüler der Klosterschulen noch in rauhhäufigen Kutten, und in Tübingen saßen noch in den zwanziger Jahren die Seminaristen mit den obligatorischen Ueberichlägchen selbst hinter dem Bierkrug „und besuchten die heiligen Säppchen mit profanem Maß“¹. So war ein Zug äußerer Gesetzmäßigkeit in dieser Luther'schen Landeskirche zurückgeblieben, dem der Lebensernst der Bevölkerung entgegenkam. Aber auch mit ihrem Hang zum Innerlichen war dieselbe wie vorgebildet, die ganze Eigenart des Protestantismus zum Ausdruck zu bringen: die scrupulöse Gewissenhaftigkeit, die Selbstherrlichkeit jeder Individualität, die Unfähigkeit zum politischen Handeln, aber auch die größere Widerstandskraft gegenüber schwindelhaften Zeitbewegungen. Dennoch konnte auch hier die herrschende theologische Kaste der Versuchung nicht widerstehen, dem conservativen Sinne des Volks zum Trotz, die kirchlichen Formen und Einrichtungen im Sinne der neuen Zeit umzugestalten. Zwar ist es nicht sowohl der eigentliche Rationalismus, der mit dem Schwaben Paulus vielmehr ins Ausland wanderte, als ein temperirter Supranaturalismus gewesen, der seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf den Kanzeln und in den Prälaturen um sich griff. Und zwar war es eine besondere Abart des Offenbarungsglaubens, die hier herrschte, der sogenannte verständige Supranaturalismus, wie er sich in der Storr'schen Schule ausgebildet hatte, die die Beweisbarkeit der Kirchenlehre zur Voraussetzung nahm. Das alte Dogma sollte gelten, aber gestützt auf Verstandesgründe, die, wenn sie wirklich das Fundament gewesen wären, die Last längst hätten stürzen lassen. Man wollte dem Bedürfniß der Kantisch gebildeten Zeit, die für ihren Glauben „zureichende Gründe“ verlangte, Concessionen machen, aber man

¹ Vischer, Krit. Gänge II, 68. Vischer, Krit. Gänge II, 68.

reizte so nur den Appetit und, da man ihn nicht befriedigte, erzeugte man ein Gefühl der Dede, das der sprüchwörtlichen „Langweiligkeit des Supranaturalismus“ entsprach. Dennoch war man geneigt, diese modernen Anwandlungen sich als großen theologischen Fortschritt anzurechnen und ging daran, die in kirchlichem Gebrauch stehenden Bücher „dem heutigen verfeinerten Geschmacke näher zu bringen“. So wurden in den neunziger Jahren die edelsten alten Kirchenlieder nach „verfeinertem Geschmack“ umgedichtet, d. h. auf's übelste verballhornisirt und dazu neue aufgenommen, wie das:

„Ich sterb' im Tode nicht!
 Mich überzeugen Gründe,
 Die ich, je mehr ich forsch',
 In meinem Wesen finde.“

ein höchst charakteristischer Ausdruck der supranaturalistischen Theologie, die stolz war, das Uebernatürliche zu glauben, aber auch glücklich, für diesen Glauben „Gründe“ zu haben, Gründe, die freilich zum Theil so wohlfeil waren wie Brombeeren. In gleichem Stil wurden in die Agende Gebete und Formulare eingelegt, deren Mattigkeit und trostloser Irreligiosität gegenüber, man sich, nach dem Zeugniß auch freisinniger Zuhörer, nach der scharlachrothen Sprache des Fanatismus ordentlich sehnen konnte¹. Wir kennen selbst die alte württembergische Agende nicht, doch steht uns die gleichzeitige badische mit ihrer „tiefen Nührung“ vor der Seele, wenn Vischer berichtet: „Den ganzen Inhalt dieser Liturgie kann man auf die Worte reduciren: Lieber Gott, du hast uns durch außerordentliche Veranstaltungen, worunter sogar Wunder vorkommen, belehrt, daß uns jenseits, wenn wir nur recht moralisch sind, die gebratenen Tauben bei übrigens wachsender Bervollkommnung in den Mund fliegen werden: zu dir, zu dir schwingt unser Geist sich empor!“

Diese Dede des öffentlichen Gottesdienstes, verbunden mit der sich steigernden Freigeisterei der Honoratiorenstände ließ in den

¹ Vischer, a. a. O. — ² Vischer, Krit. Gänge I, 58.

Städten das sonst weit berühmte kirchliche Leben Württembergs rasch verfallen. Mit Ausnahme der Schulmänner und Theologen fanden sich wenig Männer mehr in der Kirche ein. „Nur der Beamte, sagt Vischer, zieht am Geburtstag seines Königs die Uniform aus dem Schranke, sitzt pflichtmäßig in seinem Kirchenstuhle und macht ein Gesicht, als wolle er mit Fallstaff sagen: wenn ich nicht vergessen habe, wie das Inwendige einer Kirche aussieht, so bin ich ein Brauerpferd¹. . . . „Unsere Prediger sind über diesen Zustand sehr böse und theilen bei Gelegenheit einen tüchtigen Tress aus; predigen sie erst besser, so wird es schon anders werden. Aber die Kanzelberedtsamkeit ist bei uns, wie die Beredtsamkeit überhaupt, wirklich in kläglichem Zustande. Die schwäbische Schüchternheit verklebt dem Candidaten schon beim ersten Auftreten den Mund und nagelt ihm die Arme an die Hüfte oder an's Kanzelbrett, nachher kommt der schwäbische Eigensinn dazu und macht ihm weiß, der Prediger dürfe nur so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und so hie und da mit der Hand hervorwischen, so sei Vortrag und Action in der besten Ordnung: er will nicht begreifen, daß das Predigen eine Kunst ist. Dann die Form der Darstellung! Unter zehn Predigten hört man gewiß immer neun, welche ganz demonstrativ, als solle ein dogmatischer Beweis ausgeführt werden, ihren Stoff abhandeln.“

Während in den Städten diese Sachlage den Rückzug der Gebildeten vom Gottesdienst herbeiführte, hatten dieselben Neuerungen den conservativen Sinn des Landvolks tief verletzt, der Sectirerei und dem Conventikelwesen starken Vorschub gethan und schließlich einen mächtigen Rückschlag des alten Volksglaubens herbeigeführt, der die Kirchenregierung zur Nachgiebigkeit zwang und schließlich sich dieselbe vollkommen dienstbar machte.

Unter solchen für die religiöse Anregung wenig günstigen Verhältnissen war David Friedrich Strauß aufgewachsen. Ein Kind Ludwigsburgs, der königlichen Sommerresidenz², Sohn eines

¹ Vischer, a. a. O. 54 f. — ² Was Ludwigsburg bis zum Tod des Königs Friedrich (1816) blieb.

zum Mysticismus neigenden Vaters und einer eher rationalistisch gerichteten Mutter, die just nicht die beste Kirchgängerin war, aber nach ihrer kritischen Ader zeitweise den guten katholischen Prediger dem schlechten protestantischen vorzog; so waren dem jungen Strauß die beschriebenen Mißstände so nah gerückt als irgend einem schwäbischen Landeskind. Geboren war er den 27. Januar 1808. Das kleine Ludwigsburg hatte damals geistig fruchtbare Jahre. Auch Straußens ältere und gleichaltrige Freunde, Justinus Kerner, Eduard Mörike und Friedrich Vischer gehörten von Geburt dem anmuthigen, von hohen Lindenalleen umgebenen Städtchen an. Der Vater, eine der sinnenden und brütenden Schwabennaturen, wäre als Pfarrer vielleicht ein zufriedener und geachteter Gelehrter gewesen. Zum Geschäftsmann taugte er nicht¹. Baumzucht, Bienenzucht und Lectüre nahmen sein Interesse in Anspruch. Er saß gern über Stillings „Grauem Mann“ und ähnlichen mystischen Schriften, im Geschäft war er wenig glücklich und leicht unwirsch gegen die Kunden. Was seine Zerstreutheit begonnen, vollendete sein schwäbischer Eigensinn. Er hatte seine Waaren zu den hohen Preisen aus der Periode der Continentalsperre übernommen und weigerte sich, als nach dem Sturze Napoleons die Werthe zurückgingen, als ächter schwäbischer Starrkopf, sein Lager mit Schaden abzugeben. So blieben sie ihm ganz zur Last und bei dem andauernden Rückgang der Preise hätten seine Verluste schließlich zum Neuzersteren geführt, wenn ihn nicht in der zwölften Stunde seine praktische und energische Frau doch noch zum Verkauf gezwungen hätte. Aufmunternd konnte der Rückgang des Geschäftes, zu dem bald noch dauernde Erkrankung der Frau hinzukam, auf den ohnehin nicht Arbeitslustigen kaum wirken. Er verfiel immer mehr dem Pietismus und als sein Name durch den Sohn einen weithin bekannten Klang gewonnen hatte, war er so ganz in die Hände der Tractatenleute und Stundenhalter gerathen, daß er sich

¹ Strauss, Kl. Schr. Neue Folge. 1866. Zum Andenken an meine Mutter. 243.

des Mißrathenen schämte und diesem schließlich auch den Aufenthalt im väterlichen Hause unleidlich machte.

Schon dem Knaben aber war der Gegensatz, in dem der Vater in diesen Dingen zu der aufgeweckteren Mutter stand, nicht verborgen geblieben. „Ihre Religion, berichtet Strauß¹, war unausgesetzte, pflichtmäßige Thätigkeit, verbunden mit dem festen Glauben an eine weise und gütige Vorsehung, welche, sofern nur der Mensch nach Kräften das Seinige thue, zuletzt Alles wohl machen werde. Ganz abweichend verhielt sich der Vater. Ihm genügte diese Religion nicht, weil er ihr nicht genügte. Er wußte sich mit dem pflichtmäßigen Handeln so sehr im Reist, daß er nothwendig etwas außer ihm haben mußte, das in die Glücke trat. Das war der Versöhnungstod Christi, auf dessen sündentilgende Kraft er sich verließ. Ihm wurde es leichter, ein für allemal felsenfest zu glauben, als jeden Tag von Neuem den Kampf mit seinen Neigungen und Leidenschaften zu beginnen. Die Mutter machte sich über das Geschleppe von Glaubenssätzen lustig, mit dem er sich behänge, während ihr Glaube so kurz und einfach beisammen sei. Christus, über dessen göttliche Natur, dessen geheimnißvoll heiligen Namen, dessen welterlösendes Opferblut, der Vater sich in düstern Speculationen erging, war der Mutter ein weiser, gottgesendeter Lehrer, ein tugendhafter Mensch, dessen Martyrthum uns aber nichts helfen konnte, wenn wir nicht seiner Lehre nachlebten, seinem Beispiel folgten.“ Solcher Zwiespalt der Eltern in Sachen des Heiligsten hätte nothwendig mit der Zeit auf die innere Entwicklung des Knaben nachtheilig einwirken müssen, allein die Einrichtung des Württembergischen Schulwesens brachte es mit sich, daß er schon im dreizehnten Jahre das väterliche Haus verließ und im Kloster wurde er nicht nur zu einem orthodoxen Christen erzogen, sondern der mystische Zug seines Vaters beherrschte ihn sogar eine Weile vollständig. Daß aber Knabeneindrücke, die lang ruhen, sich doch nachträglich noch oft in ihren Folgen ent-

¹ Zum Andenken an meine Mutter 260.

wickeln, hat Strauß in Betreff eines Jugendfreundes gelegentlich hervorgehoben, weil er es ohne Zweifel an sich selbst erfahren hat¹. Im Oktober 1821 fand die Uebersiedelung des mit guten Zeugnissen ausgestatteten Knaben nach Blaubeuren statt. Die Fahrt zum Landexamen, zu dem Strauß mit einem zweiten Delinquenten, seinem Freunde Wischer, eingeliefert wurde, ist der erste Leidensweg auf der dornenvollen Laufbahn eines schwäbischen Magisters. Sie bildet einen solchen Einschnitt im jugendlichen Leben, daß sie unzähligemale beschrieben worden ist. So berichten uns auch Strauß und Wischer², wie sie in Blaubeuren eintreffen und alle Zimmer im „Hirsch“ besetzt finden; allenthalben auf der Straße stehen die gerührten Väter und stellen sich gegenseitig ihre Knaben vor. Die Jungen aus der Klosterschule rufen dem neuen Ankömmling neugierig ihr cujas es zu. Am folgenden Tag beginnt die Prüfung. Draußen auf den Corridoren warten die Väter und Präceptoren. Kam der Junge nach Ablieferung seiner Arbeit heraus, so stürzten die Mentoren auf sein Concept los und verschlangen's mit ihren Augen. Dann hörte man wohl den entsetzten Ausruf: „Um Gotteswillen, was hast du gemacht! Ut nach einem verbum sentiendi et declarandi? Man möchte aus der Haut fahren³!“ Unserem David Friedrich war so etwas nicht passiert. Er hatte die Prüfung in's niedere Kloster glänzend bestanden und der Fortgang strafte den Anfang keineswegs Lügen.

2. Die Schulzeit.

Zwei Schriften, die über die Kreise der gebildeten Welt hinaus Deutschland im letzten Jahrhundert erregt und neue Epochen auf-

¹ Strauss, Märklin 13. — ² Märkl. 15. Krit. Gänge 85. Gartenlaube 1875; 287. — ³ Gartenlaube 1875; 287.

ihren Gebieten heraufgeführt haben, sind aus Schwaben gekommen, die Räuber von Schiller und das Leben Jesu von Strauß. Den rücksichtslosen Radicalismus, den beide Werke athmen, kann man nicht umhin, mit der Einrichtung der württembergischen Schulkasernen in Verbindung zu bringen, die in genialen Köpfen das jugendliche Freiheitsbedürfniß auf's äußerste spannt, die Pietät gegen das Gegebenedagegen nicht recht Wurzel schlagen läßt¹. Daß Schillers Räuber in diesem Verhältniß zu der Karlsruhschule stehen, ist längst anerkannt, aber auch der schneidigen Schärfe eines David Strauß hat die Härte der Klosterzucht zum Wehstein gedient. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der zahlreichen hervorragenden Schüler dieser württembergischen Anstalten, daß sie all ihre Schäden, sei es linkisches Wesen, sei es kurzes Gesicht oder andere körperliche Beschwerden, ihre Unbehülfslichkeit in den Geschäften des Lebens, ja selbst die böse Frau, die man ihnen angehängt, oder die Körbe, die sie davongetragen, der Erziehung im Stift zur Last schreiben. Auch ein so gewandter Weltmann wie Vischer beklagte nicht allzulang nach vollendeter Studienzeit² die nachtheiligen Folgen des Verfahrens, den vierzehnjährigen Knaben der Familie zu entreißen und hinter Schloß und Riegel zu setzen und schreibt es dieser Abperrung vom vierzehnten bis zum dreiundzwanzigsten Jahre zu, wenn die meisten Klosterschüler und Stiftler Zeit ihres Lebens ungelente, blöde, unfreie, gebannte Menschen bleiben. Wenn einer der Väter der Württembergischen Kirche, Dr. Steudel, diesen Nachtheil mit dem weisen Worte beschönigen wollte: „haben wir erst den Edelstein, so ist zum Schleifen noch immer Zeit,“ so erwiederte ihm Vischer mit Recht: zu einem Edelstein gehöre von vornherein Menschenkenntniß, Weltbildung, Sicherheit in der Form, Ablegung knabenhafter Schüchternheit, Humanität.

¹ So schreibt Karl Friedrich Reinhard, später Pair von Frankreich, an Schiller: „Ich habe im Jahre 1783 die Universität verlassen. Ich danke dem Stift, in dem ich fünf Jahre verloren habe, nichts als durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsgefühl.“ Allg. Ztg. 1875. 198. — ² Krit. Gänge 1, 70.

Gerade aber, wenn man die Form für unwesentlich halte, sollte man sie um so mehr früh sich aneignen, um nicht als alter Mann mit Verlegenheiten und Kengsten sich herumzuquälen, worüber der Sechszehnjährige schon hinaus sein sollte. Strauß, bei seinem nach innen gefehrten Wesen und seinem Heißhunger nach Wissen, empfand die Beschränkung nach dieser Seite weniger, dennoch war er unwirsch genug über die enge Klausur, die nur zwei Stunden nach Tisch, sowie zwei Stunden des Abends frei ließ und noch später rückte er es seinem Freunde Baur vor, daß er als Klassen- vorstand Gesuche um verlängerte „Recreation“ und öftere Ausflüge erbarmungslos abzuschlagen pflegte¹, und so wenig Sinn gehabt habe für

... ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

Zu diesen Plagen der Klausur kamen anderwärts freilich noch viel schlimmere. Ein ungefähr gleichzeitig in die niedere Lateinschule eintretender Schwabe berichtet, daß ihn in seinem Schulzimmer der untersten Klasse die weithin leuchtende Inschrift begrüßt habe: „ut mit dem Indicativ kostet sechs Tazen“, und daß gelegentlich nach dem Extemporale für jeden Fehler eine Taze aufgezählt ward². Von solcher Brutalität mußte man zu Blaubauern nichts. Der pedantische, aber humane Sphorus Neuß, der ernste Baur, der joviale Kern, waren voll Güte für die Jugend, wenn sie auch an der Klosterordnung nichts ändern konnten.

Dem Nachtheil einer derartigen abgeschlossenen Institutsbildung, den die freiheitsdurstige Jugend je länger, je mehr empfand, standen aber auf der andern Seite nennenswerthe Vorzüge gegenüber, denen man es zu danken hat, wenn eine lange Reihe trefflich vorbereiteter Gelehrter, Schriftsteller und Beamter aus eben diesen Anstalten hervorgegangen ist. Wir rechnen es zu diesen Vorzügen, daß man damals, wie anderwärts, so auch in Württemberg, Erzieher nicht Techniker der einzelnen Wissenschaft mit der

¹ Märklin 19. — ² In der Lateinschule, Gartenlaube 1875; 17, p. 284.

Knabenschule betraute. Voraussetzungen, die heute nicht mehr stattfinden, machten es der Schulbehörde möglich, die besten Köpfe der Schule zuzuführen. Kirchen- und Schulfach waren noch ungetrennt. In Folge dessen hatte man ein breiteres Rekrutierungsgebiet und konnte daraus die Tauglichsten ausheben; erprobten sie sich nicht, so nahm sie der Kirchendienst zurück; der unfähige Lehrer blieb nicht bis zu seinem Ende der Schule zur Last. Zum Lehrer aber an den, wie der Augapfel des Landes gehüteten, Gelehrten-
 schulen wählte man diejenigen Geistlichen, die ihre Kenntnisse in den Prüfungen erwiesen und eine hervorragende Lehrgabe im niederen Schulwesen bewährt hatten. So kamen gereifere Männer an diese Anstalten, frei von fachmännischer Beschränktheit, ausgestattet mit allgemeineren, im Umgang mit der Bevölkerung erworbenen Anschauungen und Interessen. — Der Sprung von den gelehrten Übungen der philologischen Seminarien zum Klassenlehrer bei neunjährigen Knaben blieb damit Lehrern und Schülern erspart. So war denn der Vorstand des Klosters Blaubeuren ein älterer Gottesgelehrter von ziemlich altmodischem Zuschnitt. Aber wenn Herr Ephorus Neuß mit seinen vielen Wunderlichkeiten den Jungen zuweilen zu lachen gab, so liegt doch ein starkes Zeugniß für den alten Herrn in der Thatsache, daß Strauß auch in der Zeit noch bei ihm vorsprach, in der er mit diesen Anstalten und ihren Zielen unheilbar zerfallen war¹. Was dem Ephorus etwa an geistiger Bedeutung abgehen mochte, das ersetzten doppelt die beiden Lehrer Kern, später Professor in Tübingen, und Baur, der nachmals so berühmte theologische Kritiker. Freilich war die Consequenz des damaligen Systems, das weniger geschulte Philologen als anregende Schulmänner und Erzieher suchte, daß es, wie Strauß sich ausdrückt, in diesem Unterricht des Geistes oft zu viel, des Buchstabens zu wenig war². Aber mit welcher Begeisterung erfüllten beide Lehrer ihre Schüler für die Gegenstände! Es wäre schwer zu sagen, ruft Strauß, was uns mehr Genuß und

¹ Märklin 146. Vgl. Glaubenslehre II, 626. — ² Märklin 18.

Belehrung verschaffte, unter Baur's Anleitung den Herodot, Livius und Tacitus, oder unter der Kern's den Homer, Virgil und Sophokles zu lesen. Baur führte bei Herodot in die höhere Mythologie, bei Livius in die Probleme der Niebuhr'schen Geschichtskritik ein, machte bei Tacitus die psychologische Kunst anschaulich, mit welcher der große Geschichtschreiber das wunderbare Nachtstück seines Tiberiuscharakters entworfen hat. Dafür war Kern's Behandlung der klassischen Dichter im besten Sinn geschmackvoll zu nennen und ließ einen Hauch von Heyne's und Herder's Geist verspüren. Allerdings gesteht Strauß zu, daß zuweilen der Flug mit dem kaum flügge gewordenen zu hoch genommen wurde. Aber das bekennen sie alle, daß mit jedem Schriftsteller, mit jedem Platonischen Dialog für sie ein neuer Abschnitt des innern Lebens aufging. Auch haben alle Schüler dieses Systems ihr Leben lang die Fertigkeit der alten Sprachen sich bewahrt und sind den Homer in der Tasche gereist und Horaz lag noch bei dem alten Pfarrer mit der Bibel neben dem Kopfkissen. Das materielle Interesse an der alten Literatur, gepflegt durch ausgebreitete Lectüre, geschmackvolle Besprechung, metrische Nachbildungen, hielt im Leben vor, wo sonst zuweilen dem Schüler über der Dual der ewigen Formenlehre der Inhalt entleidet; wendet der Mann sich aber später nie wieder zur Lectüre der Alten zurück, so wird auch die in saurerem Schweiß erstrittene Sicherheit der Form baldigst dahin sein. So war hier alles darauf gestellt, die Jugend in ein inneres Verhältniß zur alten Welt zu setzen, ein Ziel, das freilich nur zu erreichen war durch Concentration des gesammten Unterrichts auf den einen Zweck, der aber, recht getrieben, auch die Bildung im deutschen Ausdruck, in Geschichte und Philosophie an sich schon mit sich bringt. Die lateinische, griechische und hebräische Sprache und daneben die Mathematik waren die Fächer, auf die der ganze Unterricht sich concentrirte und die allein das Vorrücken bestimmten. Mag Bischer darüber lächeln, wie seine Commilitonen Deutschlands Zerrissenheit befeuzten, während sie in der Geographie so schwach waren, daß sie von der Lage der mißbilligten Vaterländer die

confusesten Vorstellungen hatten, diese Männer sind darum keine schlechteren Geographen geworden und aus Anstalten, die weder Rhetorik und Poetik, noch Logik und Philosophie lehrten, sind unsere ersten Dichter, Stilisten und Philosophen hervorgegangen. Die alte Pädagogik ging eben von dem ganz gesunden Grundsatz aus, daß die Schule nicht zu lehren habe, was ein aufgeweckter Kopf im Leben ganz von selbst lernt. In dieser Beschränkung des Lehrstoffs und in der Vertiefung in das Eine liegt das ganze Geheimniß der guten alten Schule. Man wollte nicht durch Mittheilung eines encyclopädischen Wissens schon den Knaben zum gebildeten Manne machen, man begnügte sich, ihm in Sprachen und Mathematik das Mittel zu geben, durch welches man bei fortgesetztem Studium zu einem solchen wird.

Können wir nach allen diesen Seiten die alte Klosterschule nur rühmen, so hatte dagegen auch sie schon Antheil an jener physischen Ueberlastung, die den schwäbischen Magister herkömmlich zu dem Bilde macht, das Körner zeichnet: „schwach auf der Brust und im Magen krank“. Wenn man die lange Reihe jener edeln schwäbischen Dichter und Gelehrten übersieht, die nach einem körperlich gebrochenen Dasein, dem stets die physische Frische fehlte, schon in jungen Jahren dahinwelkten, so denkt man unwillkürlich an die verkehrte Erziehung, die den Körper nicht zur rechten Ausbildung gelangen ließ. Bei ihnen allen hat das Schwert des Geistes die Scheide zu früh ausgenüzt, weil man diese Scheide zu ihrer Zeit nicht gefestigt, sondern geknickt hatte¹. So war denn auch in Blaubeuren das herkömmliche Arbeitsmaß sechs Stunden Unterricht und drei bis vier Stunden Privatarbeit. Des Winters waren nur zwei Stunden, von zwölf bis zwei Uhr, der Erholung gewidmet, im Sommer kamen 1—2 Abendstunden hinzu.

Alles zusammengerechnet waren doch die Vorzüge überwiegend. Zu dem unendlichen Gewinn, Männer wie Kern und Baur zu Lehrern zu haben, kam für die damaligen Schüler von Blaubeuren

¹ Vgl. auch, was Zeller über Baur's Jugend berichtet. Vorträge und Abhandlungen. S. 358.

aber noch der weitere Vortheil hinzu, einer ganz ausnahmsweise begabten Promotion anzugehören, in der wir Namen wie Christian Märklin, den nachmaligen Theologen, Wilhelm Zimmermann, den Geschichtsschreiber des Bauernkriegs, die Dichter Gustav Pfizer und Julius Krays, den Humoristen und nachmaligen Aesthetiker Friedrich Vischer, den späteren Pädagogen Gustav Binder, den Publicisten Elsner u. A. zählen. Das was über das Lernen hinaus das Kloster den jungen Leuten wurde, verdankten sie wesentlich sich selbst, zumal gerade in Straußens Klasse ein Nest junger Poeten eingefangen war. Es fehlte, nach Vischer¹, nicht an Individualitäten, die entweder selbst witzig waren, oder Ursache, daß Andere witzig wurden. Wie viel Humor und Eulenspiegelei da zum Vorschein kam, hat Strauß selbst in seinem Leben Märklins mit warmen Farben geschildert. Ein eigenthümlicher Localhumor und eine nie endende Kette von Neckereien spielte hinter dem grauen Kloster, wo niemand dergleichen gesucht hätte. Gerade die Friction mit dem bitter empfundenen Zwange wirkte als mächtiger Hebel mit und der Uebermuth der Knaben drehte dem grämlichen Ernst des Gesetzes mehr als eine Nase.

In solchen Verhältnissen war David Friedrich Strauß nachgerade zum Jüngling herangereift. Er galt auch in dem letzten Klosterjahr noch dafür, den geistlichen Stand mit entschiedenster Neigung gewählt zu haben und er selbst bezeugt, daß auch in seinem siebenzehnten Jahre noch keinerlei religiöse Zweifel in ihm aufgestiegen, sondern daß er noch jahrelang ein rechtgläubiger Christ gewesen sei². Hatte ihn in den ersten Jahren seine schwächere Constitution gehemmt, so war er gegen Ende um so mehr zur Geltung gekommen. Mit einem reichen Geiste verband er den strengsten Fleiß und überflügelte die meisten seiner Kameraden³. Mit den Entwicklungsjahren pflegt bei den Knaben der Sinn für Musik, Poesie und für stilistische Productionen sich zu beleben. So galt der künftige Kritiker für einen dichterischen Genius, wie

¹ A. a. D. 73. — ² Der Christus des Glaubens 68. — ³ Vischer, Krit. Gänge I, 86. Zeller, Strauss 6.

denn in der That Strauß's poetische Ader bis in seine letzte Lebenszeit vorgehalten hat. Bei den Spielen und Comödien machte er den Gelegenheitsdichter; in den Familienkreisen, die sich in Blaubeuren ihm erschlossen, ward er der Liebling der weiblichen Welt. „Man hätte“, sagt Vischer, „in der zwar hageren, aber stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit dem dunklen großen Auge und den schönen altdutschen Haaren den schüchternen, blöden Knaben kaum mehr erkannt, aber eben so wenig in diesem Johanneskopfe den künftigen Kritiker vermuthet¹.“ Dennoch meinen andere Freunde, schon damals habe sein selbstständiges Urtheil und sein entschiedenes Wesen den künftigen David Strauß ahnen lassen². So verhielt er sich jetzt schon kritisch zu allen Ueberschwänglichkeiten der in Blaubeuren antiepirten Burschenschafterei. Ironisch nahm er die Briefe auf, die sein Freund Vischer mit einem patriotischen Jüngling in Stuttgart wechselte, der sich nicht anders denn als „Tyannenmolch“ zu unterzeichnen pflegte, und wenn die Andern mit der verbotenen Pfeife nach den Wirthshäusern stürzten, lachte er sie einfach aus und zog einen einsamen Spaziergang in die Berge vor. Auch ein Mythus aus dem letzten Schuljahr zu Blaubeuren liegt vor, der die frühe Gottlosigkeit des späteren Antichrists bezeugen möchte. In einer Untersuchungssache wurde Strauß mit mehreren Kameraden als Zeuge vernommen. Da soll der junge Antichrist das Gelöbniß an Eidesstatt mit den Worten abgelehnt haben: er glaube an keinen Gott. Kein schlechterer Zeuge als der damalige Untersuchungsrichter selbst pflegte diese Erzählung zum Besten zu geben, die dennoch absolut erfunden war, wie denn in der That Strauß in jenen Jahren gewiß nicht zu wenig, eher zu viel glaubte, bis endlich das hochgeladene Glaubensschiffchen umschlug. Er selbst hat später diese Geschichte einen religiösen Mythus über den siebenzehnjährigen Antichrist genannt und als Sinn desselben den Gedanken bezeichnet: „was eine Kessel werden will, brennt bei Zeiten³.“ Warum aber die

¹ A. a. O. 88. — ² Zeller, Strauss 12. — ³ Der Christus des Glaubens 67 f.

jungen Messeln überhaupt vor Gericht geladen wurden, hat Strauß uns nicht anvertraut, so daß die Kritik nicht zu ermitteln vermag, ob sie es mit einer Sage auf historischem Grund oder mit der mythischen Einkleidung eines religiösen Vorurtheils zu thun habe?

3. Der Stiftler.

Wenn einer Anekdote zufolge ein Stiftler einer wißbegierigen Berlinerin das Stift zu Tübingen definirte als die Anstalt, „wo die Gscheidtsten 'nein kommen,“ so war mit der Antwort gemeint, daß, wie die Aufnahme in die Klosterschule von einer strengen Concurssprüfung abhängig war, so die befriedigende Leistung auf der Klosterschule entschied über die Aufnahme in dieses schwäbische Allerheiligste. Für unsere Freunde war am 27. September 1825 der Tag gekommen, auf den die vier Klosterschulen sich nach dem Stift entleerten.

Den Zöglingen von Blaubeuren war es eine unliebe Ueberschung, als sie in verschiedene Stuben vertheilt wurden. Die Studien wurden auch hier überwacht, der Repetent leitete die Uebungen; nach wie vor wurden die Zöglinge nach ihren mündlichen und schriftlichen Leistungen locirt. Die, wie Strauß, obenan gesetzt wurden, ließen sich das gefallen.¹ Einstimmig mißbilligten dagegen die neuen Stiftler nicht nur ihre beschränktere Freiheit gegenüber den übrigen Studenten, sondern die feineren Naturen empfanden nun auch den Abstand ihrer Klosterbildung gegenüber dem freieren Benehmen der in der Familie erzogenen Commilitonen. „Man kennt“, sagt Bischer, „den Seminaristen leicht an einem blöden und unfreien Zuge, der ihm bleibt. Seine innere

¹ Märklin 31.

Bildung steht in einem großen Mißverhältniß zu seiner äußern; im Gefühle dieses Mangels zieht er sich auf den Werth seiner geistigen Bildung zurück, und hieraus entsteht nun ein ganz eigenes Geschmäckchen gegenüber den Studirenden in der Stadt. Er ist sich bewußt, daß dieser den abgesperrten, streng bewachten, immer noch in mehreren Beziehungen mönchisch gehaltenen Commilitonen etwas über die Achsel ansieht, er sucht dafür eine Satisfaction darin, daß er ihn seine, durch die viele wissenschaftliche Anleitung, die er genießt, meist gediegenere und umfassendere geistige Bildung fühlen läßt und so entsteht eine eigene Mischung von Barbarei, von einem Gefühle des Gedrücktheits und von Bildungsstolz, wohlweisem Wesen, welche den Seminaristen seinen Kameraden außer dem Seminar schwer zugänglich macht¹.“ Ob diese Schilderung auf Strauß paßte, lassen wir dahingestellt, doch wenn dieser spottet, Bücher habe an seine Landsleute einige Jahre später zu Berlin die Aufforderung gerichtet, „den Stifter auszuziehen²,“ so wird auch bei Strauß die Regel zugetroffen haben und nicht die Ausnahme.

Wenig zufrieden war die „Promotion“ mit den neuen Vorlesungen. Sie fielen gegen das, was Baur und Kern im Kloster gegeben, sehr ab. „Wir fühlten uns“, sagt Strauß, „im Punkte des Unterrichts zurück statt vorwärts gekommen, und damit auch in der Stimmung gedrückt statt gehoben⁶.“ Von der Theologie, deren Hauptvertreter Prälat Ernst Bengel war, waren die Neugekommenen noch ausgeschlossen. In dem für sie obligatorischen philologischen Fach war, neben dem alten Konz, Professor Tafel der einzige Lehrer; ein Mann, „der im Umgang weit mehr Geist zu verpuffen pflegte, als er in seine Vorlesungen einfließen zu lassen für gut fand. Grammatik und etwas Textkritik war da Alles; von einem Eindringen in den Geist und Hinweisung auf die künstlerische Composition keine Rede. Wie verdrießlich klangen die an Butterbrod Gewöhnten an der dünnen Kruste.“ In der

¹ Kritische Gänge 71. — ² Märklin 81. — ³ A. a. O. 31.

Philosophie kam eigentlich nur Sigwart in Betracht, der eine langweilige aber brauchbare Geschichte der Philosophie gab. Von den Vorlesungen Schott's gibt Vischer folgende, nicht gerade pietätsvolle Schilderung: „Schott, eines jener akademischen Betreffe, jener alten, abgängigen Universitätsexemplare, ließ uns vor seinen Vorlesungen zunächst bequeme Zeit, auf den Trottoirs vor seinem Hause zu schlendern . . . Was er, endlich auf dem Katheder angelangt, las, konnte jedermann besser erfahren, als seine Zuhörer, denn es war ebenso, wie bei seinem Collega Konz, rein unmöglich, von den Tönen, die sein schwaches, mit unendlichen Hindernissen im Schlunde kämpfendes Organ hervorbrachte, etwas zu verstehen. Einige nur, die durch glaubwürdige Quellen zu einer tieferen Kenntniß seiner vergilbten und beschmupstabackten Manuscripte und dem Zustand seiner Philosophie gelangt waren, wollten wissen, daß es Berkley, Leibniß und Wolf seien, die den hauptsächlichsten Mittelpunkt seiner skeptischen Kleinrämerei bildeten, daß er von Kant noch Notiz genommen, Fichte's Werke aber un-aufgeschnitten in seiner Wohnung lägen.“ Auch für Strauß, der ihn schlechtweg den „ausgedienten Schott“ nennt, kam er in Wegfall. Dafür stand Strauß in dieser Zeit mit dem Mystiker und Geisterbanner Eschenmayer in freundlichen Beziehungen. „Eschenmayer“, berichtet Vischer, „hatte auf dem Katheder etwas Ehrwürdiges. Der milde, ruhige Ton der Stimme wirkte wohlthwend auf das Gemüth, aber bald stellte sich doch das Urtheil fest, daß man einen guten, aber schwachen Mann vor sich habe, der von Schärfe des Denkens nie eine Ahnung gehabt.“

Einen belebenderen Eindruck machten nur die historischen Vorlesungen von Haug, obwohl bei dem raschen Ablesen des Hefts von Seiten des Vortragenden der bleibende Gewinn um so geringer war. Indessen Köpfe wie Strauß wissen sich selbst zu helfen. „Man las Kant, und verzog das Gesicht über den sauern Apfel, in den man gebissen hatte; man las Jakobi, der schmeckte schon süßer, und man meinte, wenn das Philosophie sei, schon eher mitthun zu können; man las Schelling, und wer die Jugend,

zumal eine so wie wir erzogene, zu begeistern weiß, der hat sie. So hatte uns nun Schelling." In der That kam die ganze Disposition Straußens den mystischen Voraussetzungen der Schelling'schen Philosophie entgegen. Die poetische Richtung des begabten Jünglings schlug die Brücke zur Mystik. Es war das Jahr 1825. Noch stand die romantische Schule in Deutschland in hohem Ansehen. Der Schatz, den Göthe und Schiller der Nation erworben, war eben jetzt in den jungen Gemüthern in Umlauf, aber auf die einseitige Hervorhebung der antiken Kunstform war als Rückschlag eine ziemlich absichtsvolle Verehrung der mittelalterlichen Cultur gefolgt. Novalis sang Marienlieder, Tieck entfaltete in seinem Octavianus und seiner Genoveva die Glaubensinbrunst der alten Ritterzeit, der Bruder Medardus des Amadäus Hoffmann ließ den ganzen Apparat katholischen Kirchenwesens sammt dem mittelalterlichen Teufelsglauben auf die Nerven wirken. Allenthalben bildeten sich kleine Gemeinden zur Erbauung an mittelalterlicher Kunst, Poesie und Mystik. Auch das Stift zu Tübingen hatte seinen poetischen Conventikel, der zur Fahne der Romantik schwor. Ed. Mörike, der Ludwigsburger Landsmann, und Strauß waren die Seele dieses kleinen Bundes, der sich insbesondere an Tieck erbaute. Aber auch die, die nicht zur engeren Kirche gehörten, waren vom Geiste der Zeit poetisch angehaucht. Pfizer versuchte sich im Romanzenfach und Vischer stimmte seine Leier zu dem Bänkelsängerton, der ihn als Schartenmayer auch in den Kreisen berühmt gemacht hat, deren ästhetische Bildung zu wünschen übrig läßt. Wie Gutes Strauß auf dem Gebiet der Poesie erwarten ließ, ehe andere Studien ihn der Dichtkunst abwendig machten, das zeigt ein einfaches Lied aus dieser Zeit, das Zeller mittheilt, und das uns zugleich in das halb zum Heimweh neigende, halb wieder fröhliche Herz des jungen Theologen hineinschauen läßt. Es heißt:

Die Linde.

Oh Lindenduft, oh Lindenbaum,
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wo ich euch immer finde.

Die Linden lieb ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Im Sommer, wann die Linden blüh'n,
Wie da die Biennen sich bemühen
Und saugen so geschwinde.

Mein Vater liebte Bienen sehr,
Drum ist mir noch vom Vater her
Ein heil'ger Baum die Linde.

Im Lindenschatten schmeckt der Wein
Und schmeckt ein Küschen doppelt fein
Von einem schönen Kinde.

Dem Vater bring ich dieses Glas,
Der auch nicht gerne trocken saß
Im Schatten einer Linde.

Von vornherein war diese poetische Stimmung auch das Element, in dem die theologischen und philosophischen Speculationen von Strauß sich bewegten. Angeregt von Tieck und Novalis mußte er wohl zu dem philosophischen Freunde der Romantiker, zu Schelling die Wege finden. So zog er sich, wie er selbst es nennt, von den Steppen Kants und seiner Ausleger nach den fastigeren Triften der Naturphilosophie hinüber, um sich bald auch in die geheimnißvollen Wälder des alten Jakob Böhme zu verirren. Schelling hatte das Universum als einen ewigen Naturproceß gefaßt. Es war Schellings Stolz, die Natur zuerst mit in die philosophischen Constructionen der Wissenschaftslehre hereingezogen d. h. begriffen zu haben. Das Universum ist ihm ein großer Organismus, in welchem alles anorganische, organische und geistige Leben methodisch zusammenhängt und sein innerstes Mysterium im Menschen offenbart. Mit diesem Begriff des Universums war es Schelling gelungen, die Erfahrungswissenschaften dem System der Wissenschaftslehre einzuverleiben, oder wie er sich gern ausdrückt, „den Durchbruch nach dem Realen zu vollbringen“. Die Natur

war für ihn herabgeleitet oder verdunkelter Geist, der Geist erlöste, befreite Natur. Das Leben ist das Erste und der todte Stoff ist nur die ausgeschiedene Schlacke des uranfänglichen Lebensprocesses. Dieses Gemisch von poetischen Intuitionen und speculativen Gedanken hat Schelling am treffendsten in den halbpoetischen Knittelversen dargelegt:

„Wüßte nicht, wie mir vor der Welt sollte grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.
Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert in seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus,
Noch sprengen das eiserne Kerkerhaus.
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In todten und lebendigen Dingen
Thut nach Bewußtsein mächtig ringen.
Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist er ne Kraft, ein Pulsschlag und ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben.“

So werden die Stufen der menschlichen Entwicklung in einen stetigen Zusammenhang gesetzt mit den Stufen des Naturlebens. Von den chemischen Veränderungen des Gesteins, vom Vegetiren der Pflanzen, vom Traumleben der Thiere bis zum Denken des Geists sollte alles einem Gesetze folgen und in dieser poetischen Intuition glaubte man das Zeichen von Nostradamus eigener Hand gefunden zu haben:

„Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Simer reichen.“

Da Schelling selbst wieder Jakob Böhme auf den Leuchter gestellt, wendete sich auch Strauß dieser Lectüre zu und daneben ließ Franz von Bader „die mystischen Lichter seiner aphoristischen Confusion spielen“. Strauß schildert uns diese Uebergangszeit ein Jahrzehnt später mit folgenden Worten: „Soeben erst aus

der Dumpfheit und unstillen Träumerei der Periode zwischen dem Knaben- und Jünglings-Alter zu festem Selbstbewußtsein gediehen, glaubte ich eben in dieser Unmittelbarkeit des Gefühls die Wahrheit zu besitzen, und konnte nicht einsehen, wozu alle die Umstände und mißtrauischen Vorkehrungen, womit Kant an das Erkennen der Dinge herantritt. . . . In solcher Stimmung, wie mußte Schelling's intellectuelle Anschauung, Jakob Böhmes unmittelbarer Blick in die Tiefen der Gottheit und Natur mich ansprechen und begeistern!" So disponirt stellte er Böhme, der nicht Dialektik, sondern ganz Anschauung war, noch über Schelling. Er erschien ihm als ein Seher, der einen Blick in's Innere der Natur gethan und mit eigenen Augen gesehen, was die Welt im Innersten zusammenhält. „Ich hatte bis dahin, erzählte er selbst, in kindlichem Sinne, von einfach religiöser Erziehung her an die Bibel als an Gottes Wort geglaubt; jetzt bekam ich an die Aussprüche Jakob Böhmes einen so streng supranaturalistischen Glauben, wie nur jemals Einer an Propheten und Apostel gehabt hat: ja, seine Erkenntnis schien mir theils zu tieferen Gründen hinabzusteigen, theils das Gepräge des unmittelbaren Offenbarseins entschiedener an sich zu tragen, als die Bibel selbst¹.

Von einer andern Seite her wirkte doch die modernste mystische Geistesrichtung stärker auf ihn ein, als er sich selbst bewußt ward. Wenn er in dieser Zeit seiner Böhmeschen Studien sich eifrig auf die Suche von Hellsehern, Sonnambülen, Magnetisireuren verlegte, erlag auch er einer eben verbreiteten Epidemie, die Schelling's Naturphilosophie hervorgerufen hatte. Für die Herstellung eines stetigen Uebergangs von der Natur zum Geist war das Zwischenreich des unbewußten Seelischen von entscheidender Bedeutung. Die Erscheinungen des unbewußten Denkens, des Traumlebens, der Ahnungen, der magnetischen Phänomene, der Volta'schen Säule, der Electricität, des Galvanismus waren steter Gegenstand des Schelling'schen Interesses. Die Gebiete des bewußtlosen und bewußten Lebens, so

¹ Friedl. Blätter 12.

argumentirt Schelling¹, lassen sich nicht durch eine Grenzlinie scheiden, sondern durchdringen sich gegenseitig und greifen tief in einander. Es gibt ein bewußtloses Vorstellen, das die Grenzen der Sinnesempfindung und Reflexion durchbricht, und weiter als beide reicht, wie im Fernempfinden und Hellsehen, in den bedeutungsvollen Ahnungen und Träumen und dieses höhere und geheimnißvolle Wahrnehmungsvermögen sagt über die Beschaffenheit der Dinge viel Wahreres aus, als das durch Sinne und Reflexion vermittelte. In Gemeinsamkeit mit Bader und Schubert stellte Schelling in München seit 1806—12 allen Hellsehern, Magneteisen, Künstlern der Wünschelruthe und dgl. nach. Im Jahr 1807 brachte der Galvanist Ritter einen jungen Tiroler, Campetti nach München, der die Fähigkeit besaß, Metalle und Wasser tief unter der Erde zu empfinden? Die Wünschelruthe des jungen Tirolers, seine Schwefelkiespendeln, seine Baquette, die von selbst sich drehten, schlangen, anschlügen, machten halb München toll. Auch Mesmern hatte die Münchner Akademie zu ihrem Mitglied gemacht und noch 1814 wurde Hufeland vom preußischen Ministerium mit einer Untersuchung von Mesmers Vorschlägen in Sachen magnetischer Kuren beauftragt. Die directe oder indirecte Kenntniß dieser Münchner Schriftsteller war es ohne Zweifel, die den jungen Tübinger Stiftler nach ähnlichen Wundern trachten ließ. Professor Gehenmayer in Tübingen selbst war ein Prophet dieser neuen Magie, wie sie officiell genannt ward. Da kam Kerners „Geschichte zweier Somnambülen“, in der die Traumreden zweier somnambülen Landmädchen von dem gemüthlichen Schwabendichter mit heiligster Andacht und in harmlosestem Glauben reproducirt wurden. Allein je mehr die gläubigen Jünglinge diese Lectüre befriedigte, um so heißer wurde die Sehnsucht, das Wunderbare selbst ein Mal zu erleben. Auch mit einem wunderthätigen Schäfer, der in einem innigeren Verhältniß zur Natur als zum Urquell aller Kräfte stehen möchte, hätte man vorlieb genommen. So gestimmt erhielten die

¹ Vgl. Kuno Fischer, Gesch. d. Phil. 6, 193. — ² Waitz, Karoline 2, 329.

jungen Leute gegen Ende des Wintersemesters, es herrschte just die schauerhafteste Februarfalte, die erfreuliche Kunde, daß nur wenige Stunden von Lüdingen eine Wahrsagerin hause. „Sofort, berichtet uns Strauß 1, machte ich mich mit zwei Freunden auf den Weg. Noch war tiefe Schneebahn und strenge Kälte. Am frühen Morgen mochten wir etwa eine Stunde gefahren sein, als Einer von der Gesellschaft, der sich nicht gehörig verwahrt, und von Anfang an das Gefühl nicht beachtet hatte, auf einmal seine Hände erfroren fand, daß jede Empfindung aus denselben gewichen war. Als baldiges Einreiben mit Schnee wollte nicht versagen, sondern trieb ihm die Kälte noch überdies so sehr gegen die inneren Theile, daß er einer Ohnmacht nahe war, und der kalte Schweiß ihm auf der Stirne stand. Zum Glücke waren wir in der Nähe eines Dorfs, in dessen Schenke wir den Freund brachten, ihn im warmen Wirthschaftszimmer auf eine Tafel legten und ein Deckbett über ihn breiteten, unter welchem er mit geschlossenen Augen in einer entschiedenen Schwäche dalag. Wir fragten nach einem Wundarzt, ein solcher sei nicht am Orte, wurde uns erwiedert, aber ein Schäfer, der für Blut, Brand und so wohl auch für Frost zu thun wisse. Ein Schäfer mit geheimnißvollen Heilkräften — das klang an unsere damaligen Gedanken und Wünsche bedeutungsvoll an. Der Schäfer erschien: ein Mann in mittleren Jahren und von mittlerem Wuchse, verständigem, aber redlichem Gesichte. Befragt, ob er wohl den Freund so weit herzustellen hoffe, daß dieser die Reise mit uns fortzusetzen im Stande wäre? erwiederte er lächelnd, bald würde derselbe der Frischeste und Gesundeste sein. Sofort nahm er die Hände des Erkrankten unter der Decke hervor, strich einen Spruch murmelnd, wiederholt mit den Fingern über dieselben, und legte sie unter die Decke zurück. Mag man nun von der Sache denken wie man will, gewiß ist, daß nach höchstens fünf Minuten unser Freund sich erhob, wieder hell und munter um sich blickte, und versicherte, daß er bei den Manipulationen des Schä-

fers die Empfindung gehabt, als zöge mit dessen Streichen der Schmerz aus seinen Händen hinaus; der sich sofort auch in den innern Theilen verloren habe. Begeistert setzten wir uns mit dem schnell Geneesenen zu einem Trunke Wein den Schäfer in unserer Mitte, der durch seine könnigen Reden und gesunden Ansichten uns vollends für sich gewann, und dem ich beim Abschiede mit halb abergläubischer Verehrung ein seidenes Tuch schenkte, das ich um den Hals trug, und auf einer Reise in damaliger Kälte wohl selber hätte brauchen können. Es war uns seltsam zu Mauthen im Weiterfahren; am Ziele einer Reise von sechs Stunden hatten wir das Wunderbare erwartet; und nun trat es durch die Nöthigung des sonderbarsten Zufalls schon nach der ersten Wegstunde uns entgegen. Höheres, das fühlten wir konnte uns für heute nicht mehr begegnen; und doch waren wir glücklich genug hernach von der Wahrsagerin so viel Merkwürdiges und zum Theil Zutreffendes über Bergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu vernehmen, daß unsere Freude und Begeisterung für die Dauer des ganzen Tags ausreichende Nahrung hatte. Ungefähr um dieselbe Zeit war es, daß sich von Weinsperg her die Kunde von einer Sonnambüle verbreitete, die im Hause des dortigen Dr. Justinus Kerner verpflegt werde, und die unter dem Namen die Seherin von Brevorst nachmals so berühmt geworden ist. Man erfuhr von ihr, daß sie in schlafwachendem Zustande mit einem abgeschiedenen Geiste verkehre, auf dessen Angaben sie die wunderbarsten Mittheilungen mache, wie sie zu B. bereits eine merkwürdige Entdeckung, ein verborgenes Actenstück betreffend, zum besten gegeben habe. Sofort wendete sich der junge Adept an einen Vetter in Weinsperg, der ihn in der Antwort, im Auftrag Kerners, an Professor Eichenmayer in Tübingen selbst wies. Nach der zärtlichen Vertraulichkeit, die in der mystischen Gemeinde herrichte, wurden die jungen Studenten, als sie sich durch Kerners Empfehlung als gläubig ausgewiesen, gütig aufgenommen und durften nun nicht nur die Protokolle über die Offenbarungen von Weinsperg, die Kerner an Eichenmayer geschickt hatte, mit eigenen

Augen einsehen, sondern sie traten auch dem Manne selbst näher, den sie zwar als Universitätslehrer nicht sonderlich schätzten, in dem sie aber den Mystagogen des dämonengläubigen Pietismus zu verehren hatten. Zum ersten Mal seit dem Abschied aus dem Vaterhause, trat Strauß damit wieder in directe Berührung mit dem Pietismus und der arme Eschenmayer ahnte nicht, welche Schlange er an seinem Busen wärmte. Eschenmayer, von Haus aus Arzt, war durch Schelling für die Naturphilosophie gewonnen und dann, als er nicht alle Evolutionen des philosophischen Genius mitmachte, von diesem in ziemlich perfider Weise mißhandelt worden. In die Philosophie hatte er sich mit einem „Versuch, die magnetischen Erscheinungen a priori zu entwickeln“², eingeführt. Vom Glauben an magnetisches Heilsehen, war er zum Glauben an Besessene fortgeschritten und schließlich einem trüben Mysticismus verfallen. Damals zehrte er noch von seinem früheren Rufe, ein guter Seelenarzt zu sein, und hielt, wohl auch aus Rücksicht auf seine äußere Stellung, mit der Mittheilung seiner dunkelsten Geheimnisse zurück. Dennoch reichte das, was er den jungen Menschen anvertraute, hin, dieselben mit dem festen Vorsatz zu erfüllen, die herannahenden Osterferien zu einem Besuch bei Justinus Kerner und seiner großen Seherin zu benutzen. Zunächst führte der Weg nach dem Elternhause. Der Vater, selbst Leser der Stilling'schen Schriften, setzte dem Vorhaben keinen Widerstand entgegen, vielmehr nahm er den Sohn und einen andern wundersüchtigen Freund desselben, da er eben zur Ostermesse nach Frankfurt reiste, bis Heilbronn im Wagen mit.

Der Magus von Weinsberg war nun freilich ein ganz anderer Mann als der düstere Tübingen Professor. Eine robuste Figur, ein rundes volles Gesicht, ein ruhiges Auge ließ den Praktiker erkennen. Er war den Leuten freundlich, doch sah man ihm an, daß ihm ihr Treiben gleichgültig war. Er machte den Eindruck eines weisen Mannes. Strauß war bei ihm eingetretten

¹ Vgl. Carl von Kuno Fischer, Gesch. d. n. Phil. VI, 57. 224. —
² Erschienen 1798 zu Tübingen.

mit dem Gefühl, nunmehr den geheimnißvollsten und schauerlichsten Weihen entgegenzugehen, mit der unsichtbaren Welt in eine bisher vergebens ersehnte Verbindung zu treten. Doch lassen wir Strauß selbst reden: „Kerner empfing mich mit väterlicher Güte, und stellte mich bald der Seherin vor, die in einem unteren Zimmer seines Hauses wachend zu Bett lag. In Kurzem aber versiel sie in einen magnetischen Schlaf, und ich hatte so zum ersten Mal den Anblick dieses merkwürdigen Zustands, und zwar in seiner reinsten und schönsten Gestalt. Das leidensvolle, aber edel und zart gebildete Gesicht von himmlischer Verklärung übergossen; die Sprache das reinste Deutsch; der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Recitativ; der Inhalt überschwengliche Gefühle, die bald wie leichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerflossen, — bald stärkere, bald sanftere Lustzüge durch die Saiten der Aeolsharfe, — Unterhaltungen mit und über selige oder unselige Geister, mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, theilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt vor uns zu haben. Bald machte Kerner Anstalt, mich mit ihr in magnetischen Rapport zu setzen: ich erinnere mich keines gleichen Augenblicks in meinem Leben. Fest überzeugt, daß, sobald ich meine Hand in die ihre legte, mein ganzes Denken und Wesen offen vor ihr daliegen würde, kein Rückhalt, keine Ausflucht mehr, wenn Etwas in mir wäre, das ich zu verbergen Grund hätte: es war, wie wenn man mir das Brett unter den Füßen wegzüge und ich in's Bodenlose versänke, als ich ihr die Hand gab. Uebrigens bestand ich die Probe gut: sie rühmte meinen Glauben und oft habe ich später Kerner'n damit geschraubt, daß die Seherin auf seine Frage, was das Eigenthümliche meines Glaubens sei? die Antwort gab, daß er nie zum Unglauben werden könne¹.“ Damals freilich war Strauß selbst von der Meinung getragen, sein Glaube stehe über allem Wandel der Dinge. Das Wunder war ihm jetzt nicht

¹ Friedl. Bl. 16 f.

mehr etwas Fernes, das er suchte, sondern es war zur lebendigen Gegenwart geworden. Es war nicht mehr etwas Einzelnes, Ungewöhnliches, es war das Element, in dem die jungen Leute sich bewegten. Hinter jeder Ecke des Wegs, sagt Strauß, um die wir bogen, hinter jedem Strauche des Gartens, an dem wir vorübergingen, waren wir jeden Augenblick gefaßt, das Sonderbarste und Außerordentlichste, ohne Verwunderung und noch mehr ohne Schrecken, als etwas Vertrautes hervortreten zu sehen." Seine Freunde von damals bezeugen, daß Strauß sogar ein ziemlich unuldamer Apostel dieses neugefundenen Glaubens gewesen sei. „Ich traf Strauß“, erzählt Vischer¹, „wie er vom ersten Besuche bei Kerner so eben zurück war, in seinem elterlichen Hause; er war wie elektrisiert, eine tiefe Sehnsucht nach dem Wohne der Geisterdämmerung durchdrang ihn, wo er in der Debatte nur die leiseste Spur von Nationalismus, der von der platten Aufklärung nicht unterschieden wurde, zu bemerken glaubte, war er heftig, absprechend, und Alles hieß Heide und Dürke, was ihm nicht in seine mondbeglänzten Zaubergärten folgte.“ Wäre Strauß auf diesem Wege weiter gegangen, er würde ein orthodoxer württembergischer Prälat geworden sein, wie er jetzt schon ein ziemlich unuldamer Mystiker war, von andern pietistischen Stiftern nur durch seine tiefere ästhetische Bildung und seine eminente Begabung unterschieden. „Mit dieser Krisis“, sagt Vischer, war der Charakter zum Durchbruch gekommen. An dem jugendlichen Grimm der Verachtung, womit von dem neuen Standpunkte der Contemplation auf Alles, was als Nachwuchs Nicolai's erscheinen konnte, herabgesehen wurde, schloß sich die Stärke des Willens. Wo war nun der wehrlose, scheue Knabe? Ein zweiseidiger, überlegener, energisch durchgreifender, jähzornig aufbrausender und im Jähzorn oft härter und ungerechter Charakter stand in unserer Mitte und verbreitete von nun an in seinen Umgebungen jene eigenthümliche Scheu zugleich und Hingebung an ihn, jenen bannenden Zauber,

¹ Krit. Gänge 1, 94.

welcher Naturen zu umgeben, pflegt, die man im antiken Sinne dämonisch nennen kann." Zu diesem Bilde eines werdenden schwäbischen Zionswächters stimmte auch vollkommen die Mißbilligung, die Strauß den studentischen Excessen seiner Commilitonen widmete. „Wenn wir von Duellen sprachen, erzählt Vischer, von Burschenschaft, von Fechten und Reiten, so lachte er uns aus. Wenn wir uns freuten, in der ersehnten Vacanz den verbotenen Schnurrbart stehen zu lassen und mit Sporen zu gehen, so begriff er es nicht.“ In den theologischen Kränzchen, die nun bald begannen, trug er mit großer „Parrhesie“, mit lauter, herrischer Beredsamkeit seine damaligen Ueberzeugungen vor, kurz er war Theologe im specifischen Sinn und wenn wirklich in dem heute schon das morgen wandelt, wie der Dichter sagt, so wäre die Seherin von Prevorst eine wahre Prophetin gewesen. Aber wie schwer ist es, im akademischen Leben aus der Raupe den Schmetterling zu erkennen! Noch auf der Universität selbst trat der Umschlag ein. Das exträumte Paradies, in dem der Jüngling meinte, das Göttliche in den Schatten der Abendkühle wandeln zu sehen und Gottes Stimme unmittelbar zu vernehmen, versank und die Schlange, die ihn verführte, vom Baume der Erkenntniß zu essen, war die Schleiermacher'sche Dialektik. Vielleicht war es gerade die heftige Polemik der Tübinger Lehrer gegen Schleiermacher, die die Studirenden mehr auf die befreienden, als auf die bauenden Momente der Schleiermacher'schen Theologie hinwies. Wenigstens Professor Steudel eiferte damals mit Unverstand gegen den später von ihm selbst verehrten Theologen und Vischer berichtet, er habe einmal im Eifer gegen denselben sogar eine Leiste seines Katheders in Stücke getreten, so daß ein Brett polternd herabfiel und im Katheder ein starkes Rumpeln begann¹, die schlimmen Zuhörer aber meinten, daß nur eine ganz flache Geschichtsbetrachtung in diesem Vorgang das vorbildliche Moment verkennen werde. Indessen hatten sich, bis Strauß zu den theo-

¹ Vischer, Krit. Gänge I, 74.

logischen Curien gelangte, an der Facultät erhebliche Aenderungen vollzogen.¹ Am 23. März 1826, beim Beginn der Osterferien war der Hauptträger der Tübinger Theologie, Prälat Dr. von Bengel gestorben. Ernst Bengel, der Enkel des berühmten Joh. Albr. Bengel, war ein Schüler der Kantischen Philosophie gewesen und hatte sich auf dem Gebiete des kirchlichen Supranaturalismus angesiedelt, doch nicht allzu weit von der Grenze des Rationalismus. Der hochverehrte Prälat vertrat eine Theologie innerhalb der Grenzen des reinen Verstandes, die aber, wie das den damaligen württembergischen Supranaturalismus charakterisirt, auch wieder kein Bedenken trug, das Wunder auf plausible Verstandesgründe hin gelten zu lassen. Auf diesen Nest war der Gegensatz zwischen Rationalismus und Supranaturalismus bereits zusammengeschwunden. Bengel war überhaupt so recht der Repräsentant der herrschenden Predigtweise und der bestehenden Cultusbücher, dabei ein heller Kopf, ein guter Redner, eine imponirende Persönlichkeit. Kurz der Tod dieses Mannes (er erlag einer Operation bei sonst vollkommen ungebeugter Lebenskraft) war eine Art von Landescalamität, die in ganz Württemberg beklagt wurde. Die Facultät, die nun nur noch aus Steudel und Wurm bestand, dachte an Berufung Neanders; auch Ullmann in Heidelberg ward genannt, ebenso Lic. Böhmer in Berlin. Wollte man Württemberger berücksichtigen, sagte das Facultätsgutachten, so habe Professor Baur am Seminar zu Blaubeuren den größten wissenschaftlichen Anspruch, doch wolle die Facultät nicht bergen, daß es zweifelhaft sei, ob derselbe das Christenthum als eine durch besondere göttliche Veranstaltung den Menschen gewordene Offenbarung oder als rein geschichtliche Erscheinung betrachte. Unter einer Reihe weiterer Namen wird dann auch der andere Lehrer unserer Blaubeurer Freunde, Dr. Kern erwähnt. Die Entscheidung des Ministeriums machte der Einsicht des Decernenten, Geh.

¹ Vgl. Chr. Ferd. Baur's Gesch. d. theol. Fak. zu Tübingen in der Gesch. d. Univ. Tübingen v. Klüpfel 1849.

Raths Schmidlin, alle Ehre. Der eine der noch vorhandenen Ordinarien, der für seine Stelle ungeeignete Dr. Wurm, ward unter allerlei Auszeichnungen zum Dekan in Nürtingen gemacht, wo er dem gemeinen Wohl noch ersprießlichere Dienste werde leisten können. Dr. Steudel trat an die Spitze der Facultät als Senior. Von Neander meinte der Geh. Rath, daß der grundgelehrte, aber unpraktische Mann, wenn er auch selbst kein Frömmel sei, doch gar zu leicht Frömmel ziehe¹, demgemäß wurden Kern und Baur ernannt und außerdem der außerordentliche Professor Schmid zum Ordinarius befördert. Sofort machte sich in dem Kreise der theologischen Studien ein neuer Geist fühlbar und insbesondere das Eindringen der Schleiermacher'schen Theologie erregte dem einzigen überlebenden Vertreter der alten Tübinger Schule jenen leidenschaftlichen Unmuth, der den Planken und Leisten seines alten Katheders gefährlicher war als dieser neuen Theologie.

Der ehrwürdige Senior der Facultät hatte eine Menge humaner Vorzüge, die ihn zu einem vortrefflichen Seelsorger und Prediger würden gemacht haben, aber zum Universitätslehrer fehlte ihm, nach dem Zeugniß seiner Zuhörer alles. Eine trübe, kümmerliche Gestalt war er zudem des Wortes nicht mächtig. „Der heulende Ton seines Vortrags, in Verbindung mit den Verrenkungen seiner Satzbildung, war nur der angemessene Ausdruck der Marter, die er seinen Fähigkeiten hatte anthun müssen, um von der praktischen Stelle, die er vorher bekleidet hatte, sich zum Manne der Wissenschaft emporzuschrauben.“ So beurtheilte Strauß seinen Lehrer² und noch drastischer berichtet Vischer: „Steudel's schleppender, marternder und gemarterter Styl ist bekannt, und wir übten uns oft, ihm den Satz nachzusprechen: „oh Du, der Du den die das Menschengeschlecht beglückende Religion verkündenden Jesum in die Welt gesandt hast!“ Nun denke man sich jede gleichgültigste Notiz, als hinge an ihr die Ewigkeit, heraus-

¹ Bei Klüpfel a. a. O. 404. — ² Märklin 38.

quetschende Stimme, das immerwährende angstvoll fanatische Polemisiren, ein Hängen und Kleben bei jedem Schritte, so daß die Vorlesung gar nicht von der Stelle rückte; es war peinlich bis zum physischen Schmerze, ich hatte das Gefühl, als heule ein Unglücklicher geknebelt mir in die Ohren und ich könnte ihm nicht helfen.“ Den menschlich guten Eigenschaften Steudels lassen doch auch Strauß und Vischer einige Gerechtigkeit widerfahren. Auch stammen diese Urtheile über den Lehrer aus einer Zeit heftigen Unmuths über den Ankläger des Lebens Jesu. Seiner Theologie nach repräsentirte Steudel, wie früher Bengel, die supranaturalistische Apologetik gegenüber dem Rationalismus. Mit dieser Theologie, die er zugleich als die national schwäbische ansah, identificirte er sich und für ihre Behauptungen nahm er, da sie nicht unmittelbar einleuchteten, ein besonderes sittlich-religiöses Interesse in Anspruch. Er machte es im Grunde jedem zur Gewissenssache, sich nur zu der Ansicht zu bekennen, welche er für die biblisch ermittelte hielt¹, oder wie Strauß es ausdrückt, er liebte es, wenn das Geschütz ihm stecken blieb (was im Grunde freilich immer der Fall war), dem Verstande das Herz, den Gründen Erbaulichkeiten vorzuspannen. So dauerte es ungefähr vier Wochen, da hatten Strauß und Vischer ihre Papiere zusammen gepackt und waren verschwunden.

Um so stolzer waren die Blaubeurer Freunde über den Anklang, den ihr alter Lehrer Ch. F. Baur fand. Mit riesenhaftem Fleiße hatte Baur die ungeheuren Felder der Kirchen- und Dogmengeschichte sofort bewältigt. Dann erzwang er in der Symbolik Interesse für die Unterscheidungslehren der einzelnen Kirchen, die den Rationalisten und Supranaturalisten beiderseits gleichgültig geworden waren. In den späteren Semestern las Baur auch Exegete der Apostelgeschichte und der Korintherbriefe, aber er selbst war damals noch nicht in die folgenreichen Untersuchungen über die Parteiverhältnisse in der Urkirche eingetreten,

¹ Baur, a. a. O. bei Küpfel 39.

die die ganze alte Kirchengeschichte umkehrten, nur hier und dort begann er den Zuhörern ein kritisches Licht, obwohl erst in der Ferne zu zeigen. „Von der Verwegenheit, sagt Strauß selbst, mit der der Verfasser des Lebens Jesu mit einer Handvoll entschlossener Leute bald darauf einen Sturm auf die Mauern Zions unternahm, war Baur weit entfernt; zu der regelrechten Belagerung aber, auf die er es anlegte, fing er damals kaum an, die ersten Linien zu ziehen.“ So steht zu dem Erstlingswerke von Strauß noch eher das Colleg über Synopse in directem Verhältniß, das Kern las, der durch die Halbheit seiner kritischen Entscheidungen das entschiedenere Urtheil seines begabtesten Zuhörers stark herausforderte. Kern bewies ein gesundes Auge für die Widersprüche der evangelischen Erzählungen, aber, wie Strauß sich ausdrückt, einen noch besseren Magen, sie auszugleichen. So kam es, daß die früheren Schüler sich enttäuscht von dem unentschlossenen Charakter abwandten. Das Resultat der Vorlesung war aber, daß Strauß sich zum ersten Mal von dem erlernten Inspirationsbegriff lössagte¹.

Unter den Repetenten gewährte Schneckenburger, der nachmals Baur in der kritischen Beleuchtung der Apostelgeschichte überholte, namentlich philosophische Anregungen. So ist es denn auch charakteristisch für diese Periode der Romantik und der Identitätsphilosophie, daß nicht von Seiten der historisch kritischen Untersuchungen, sondern von Seiten der speculativen Theologie her in diesen jungen Gemüthern der Bruch mit der Kirchenlehre erfolgte. Schleiermachers Einfluß war es, der Strauß aus einem gläubigen Studenten, nach dem Sprachgebrauch des württembergischen Pietismus, zu einem Ungläubigen machte. Baur selbst führte die Schleiermacher'sche Theologie sofort bei seinem Antritt bei den Studenten ein. Schon in seiner Inauguraldissertation über das ideale Christenthum der Gnostiker glaubte er Analogien zwischen der alten Gnosis und der Schleiermacher'schen Glaubenslehre nach-

¹ Vischer, krit. G. 104.

weisen zu sollen. Auch eine Analyse des Schleiermacher'schen Systems ward bei dieser Gelegenheit gegeben. Schleiermacher selbst nahm den Angriff, so weit er ein solcher war, hoch auf. Er erließ im Jahre 1829 in den Studien und Kritiken jene bekannten Sendschreiben über seine Glaubenslehre, die für Tübingen den Erfolg hatten, daß das merkwürdige Buch gekauft, studirt und überall discutirt ward. Bald machten sich die Folgen fühlbar. Als Strauß im Winter 1827 an dem theologischen Kränzchen bei Steudel theilnahm, war er noch vollkommen in seinen mystischen, Schelling'schen Fährten. Bei dem ihm zufallenden Vortrag entwickelte er in dem absprechenden Ton des im Glauben gewurzelten Stifftlers die Schelling'sche Lehre, wie die Natur, die selbst nur starrer Geist sei, durch den Geist erlöst werden müsse und diese Erlösung eben durch das christliche Princip und seine wunderthätige Kraft bewerkstelligt werde. Steudel warf darauf ganz trocken ein: da müßte ja aber, da das Christenthum schon so lange besteht, die Natur schon ganz erstaunlich erlöst sein, wovon er nichts bemerke¹. Sobald nun aber Schleiermacher in den Gesichtskreis der jungen Leute eingetreten war, hatte der Lehrer statt dieses mystischen Ueberglaubens vielmehr die Noth des Gegentheils zu beklagen. Der Uebergang von Schelling zu Schleiermacher lag nah, denn Schleiermacher war eben so der Theologe der romantischen Schule, wie Schelling ihr Philosoph. Aber indem Strauß mit dem großen Theologen anfang, die kirchlichen Lehrsätze, die er bisher geglaubt hatte, weil sie in der Schrift standen, als Aussagen des frommen Selbstbewußtseins zu betrachten, zu prüfen und ihren systematischen Zusammenhang sich dialektisch zu vermitteln, gerieth er, ohne es zu wollen, auf einen ganz neuen geistigen Boden hinüber². Unvermerkt schob sich ein dialektisches Mittelglied nach dem andern zwischen das früher naive Geglaupte und sein Bewußtsein ein, so daß der Glaube der Klosterschule bald einer andern Vorstellungsweise wich.

¹ Vischer, Krit. G. 97. — ² Friedl. Bl. 22.

Demnach wird hier der Ort sein, auf die Bedeutung der Schleiermacher'schen Theologie mit einem Worte hinzuweisen. Man hat Schleiermacher den Kant der neueren Theologie genannt, insofern er ebenso die Gesetze unseres religiösen Empfindens untersucht hat, wie Kant die Gesetze des Erkennens. Zuerst in seinen „Reden über die Religion“ hatte er als die Quelle dieser das Abhängigkeitsgefühl vom Absoluten bezeichnet¹. „Sofern im Gefühl des Menschen sich die Einwirkung eines oder mehrerer Gegenstände abdrückt, ist das Gefühl ein endliches, weltliches; sofern aber in demselben das gemeinschaftliche Sein und Leben des All nachklingt, ist es das fromme Gefühl,“ d. h. Religion. Weltliche Empfindung ist der Schmerz über die Unvollkommenheit eines einzelnen Menschen, religiöse der über die Unvollkommenheit der menschlichen Natur; weltliche die Freude an dem einzelnen Ereigniß, religiöse die Empfindung der Gnade, der Liebe und Barmherzigkeit, die wir ausgegossen sehen durch das ganze All. Diese Gefühlsäußerung ist nun aber eine vollkommen normale Function des menschlichen Geistes. Die Religion in sich ertödtet, sagte der Prediger der romantischen Schule, ist ein Act der Selbstverstümmelung, „wie das Ausreißen eines Auges oder eines edlen Eingeweides,“ denn die religiöse Empfindung ist das Athemholen des Geistes im Unendlichen.

Sofern nun das Universum sich in dem Gefühl der einzelnen Menschen, je nach Bildung, Alter, Race, Himmelsstrich sehr verschieden reflectirt, ist eine unendliche Verschiedenheit von Religionen möglich. Unter denselben mag man höhere und niedere unterscheiden, keineswegs aber sind die einen die wahren, die andern die falschen, sondern jede ist wahr an ihrem Ort, sofern sie die Art und Weise ist, wie an einer gegebenen Stelle des Raumes und der Zeit und unter den Bedingungen der Nationalität und Individualität, das Universum empfunden wird.

Die wissenschaftliche Beobachtung der Aeußerungen dieses Ab-

¹ Pag. 77.

hängigkeitsgefühls ist denn nach Schleiermacher Religionswissenschaft, Theologie, und damit ist die Provinz des Geisteslebens, die die Theologie zu bestellen hat, bezeichnet. Schleiermacher hat der Theologie ihre Stelle im Ganzen der Wissenschaft zurückerobert und darf darum als Neubegründer derselben betrachtet werden.

Aus der Erkenntniß des Wesens der Religion entsprang nun sofort eine überaus fruchtbare Unterscheidung zwischen Religion und Dogma. Die Bestimmtheit des Gefühls durch das Absolute ist das Erste und Wesentliche; Begriffe und Lehrsätze entstehen erst in zweiter Ordnung durch Reflexion auf das Gefühl. Da die Reflexion aber nicht das Gefühl selbst ist, so kann bei verschiedenen Reflectirenden dasselbe Gefühl in sehr verschiedenen Sätzen d. h. Dogmen sich aussprechen. Die Empfindung des Absoluten selbst ist die Hauptsache; das Aussprechen der Empfindung ist zufällig, und am wenigsten kommt es auf die wissenschaftlichen Formeln an, in denen später die Gelehrten jene Aussprüche reflectirend zusammengefaßt haben. Dazu kommt, daß es diese Formeln, die Dogmen, überhaupt gar nicht mit der objectiven Wahrheit zu thun haben, sondern mit den Thatfachen unserer Empfindung. Soweit innerhalb unserer Organisation überhaupt von einem objectiv Wahren sich reden läßt, ist es Sache der Physik, Astronomie, Metaphysik, dasselbe zu suchen; die Glaubenslehre dagegen soll nur die thatsächlichen Reactionen des religiösen Gefühls gegen das Absolute (als dem Grund des Daseins) beschreiben. Sie beobachtet nicht das Objective, sondern die frommen Gefühlsäußerungen, die durch Jenes hervorgebracht werden. Indem sie diese Functionen eines unserer Grundvermögen controlirt, registriert und beschreibt, ist sie eine descriptive und darum historische Wissenschaft. Begründet, deducirt, bewiesen, soll nach Schleiermacher gar nicht werden in der Glaubenslehre, sondern ihre Aufgabe ist lediglich, das im frommen Selbstbewußtsein innerlich Gegebene systematisch darzulegen und dialektisch zu vermitteln. So wandeln sich die Dogmen, die früher prätendirten, objective Wahr-

heit zu sein, in Aussagen darüber, wie das fromme Gefühl das Objective empfinde. Das Dogma, das biblische sowohl, wie das kirchliche, ist nicht der Gegenstand, sondern der Ausdruck des religiösen Glaubens. Während das Dogma der alten Kirche Glaubensgegenstand war, erscheint es jetzt nur als Versuch, die Aeußerungen des religiösen Gefühls zu formuliren. Das Dogma verhält sich zum Glauben, wie der physikalische Lehrsatz zu den physikalischen Vorgängen. Das Dogma kann bekämpft, aufgelöst, vergessen werden, soweit das darin ausgesprochene fromme Gefühl aber wirklich ein in der menschlichen Natur begründetes ist, wird es zu wirken fortfahren und der reflectirende Geist wird seinen Inhalt in neuen Formeln, d. h. Dogmen zum Ausdruck bringen. Dieser Satz gilt aber nicht nur von den kirchlichen, sondern auch von den biblischen Lehren. „Eine Lehre gehört nicht deshalb zum Christenthum, weil sie in der Schrift enthalten ist, sondern sie ist in der Schrift enthalten, weil sie zum Christenthum gehört¹.“

Diese neue Grundlegung in Sachen der Religionswissenschaft ist denn auch der Punkt, auf dem Schleiermacher am entschiedensten mit der Kant'schen Philosophie zusammenhängt. Wie dem kritischen Philosophen die Vorstellung der Welt nur eine Summe von Aussagen unseres Erkenntnißvermögens über das Absolute ist, so sind Schleiermacher die Vorstellungen von Gott Aussagen unseres frommen Gefühls über dasselbe Absolute. Das Absolute, wie wir es im Verstand haben, ist die Welt; das Absolute, wie wir es im Gefühl haben, ist Gott; was jener als Gesetz und Ordnung, das faßt das Gefühl persönlich als Gott. Sind dem kritischen Philosophen Raum und Zeit Formen unserer Anschauung, in deren Rahmen wir nach unserer geistigen Organisation alle Daten unserer Erfahrung sofort eingliedern, so sind für Schleiermacher Gott, Sünde, Gnade Aussagen unseres religiösen Empfindens, unter denen das Abhängigkeitsgefühl jede seiner Erfah-

¹ Glaubenslehre 2, 356.

rungen subsumirt. In sofern ist Schleiermacher Kantianer nicht Spinozist.

Als Theil der Welt fühlen wir uns von Gott abhängig, die Substanz unseres frommen Gefühls ist mithin Abhängigkeitsgefühl. Wir fühlen uns von ihm geschaffen und erhalten, wir fühlen ihn als den Ewigen und Allmächtigen und Allwissenden. Ist das Abhängigkeitsgefühl auf den letzten Grund des Daseins bezogen, so nennt es Gott den Schöpfer und Erhalter der Dinge. Bezogen auf die Grundlagen der sittlichen Weltordnung redet es von Eigenschaften Gottes: Diese Eigenschaften sind mithin nicht etwas Besonderes in Gott, sondern nur etwas Besonderes in der Art, wie wir unser schlechtthiniges Abhängigkeitsgefühl auf ihn beziehen¹. Ebenowenig ist die göttliche Dreieinigkeit eine Verschiedenheit im Wesen Gottes, sondern in der Offenbarung für uns. Im christlichen Selbstbewußtsein findet Schleiermacher gesetzt, daß Gott mit der Menschheit sowohl persönlich, als in Christo, als unter der Form des Gemeingeists vereinigt sei, und daß sich in keiner dieser Einwohnungen weder etwas Geringeres als das göttliche Wesen an sich selbst gesetzt finde, noch in der einen etwas Geringeres als in der andern. Die göttliche Trinität bezeichnet also verschiedene Wirkungskreise und Wirkungsweisen, sie ist eine Dreiheit, nicht des Wesens, sondern der Offenbarung, d. h. unserer innern Erfahrung. Ebenso fließt ihm die gesammte Eintheilung des dogmatischen Stoffs aus dem Verhältnis des menschlichen Abhängigkeitsgefühls zu Gott. Sofern nämlich unser Sein zugleich im Gegensatz gegen Gott steht durch die Sünde, ergeben sich drei Theile, von denen der Eine das Abhängigkeitsgefühl abgesehen von diesem Gegensatz entwickelt, der zweite, wie es sich als Sündenbewußtsein gestaltet, der dritte, wie es sich gestaltet als Bewußtsein der Gnade.

Die eigentliche Schwierigkeit für das Schleiermacher'sche Verfahren lag nun auf dem Gebiete der Christologie, insofern das

¹ Glaubenslehre § 50.

fromme Abhängigkeitsgefühl sich nicht in gleicher Weise unmittelbar auf Christus bezieht wie auf Gott. Hier aber kommt es Schleiermacher zu gut, daß er die Glaubenslehre sofort als eine historische Wissenschaft definiert hat, die es mit einem geschichtlich gegebenen Selbstbewußtsein zu thun hat, nicht mit einem abstracten, wie es in der Erfahrung nicht vorkommt. So geht er von dem empirischen christlichen Bewußtsein, von der innern Erfahrung aus, die jeder über das, was er am Christenthum hat, in sich selber macht. Als Glied der christlichen Gemeinde, argumentirt Schleiermacher¹, bin ich mir der Aufhebung meiner Sündhaftigkeit und der Mittheilung höherer Vollkommenheit bewußt, d. h. ich fühle in dieser Gemeinschaft die Einflüsse eines sündlosen und vollkommenen Principis auf mich. Diese Einflüsse werden von den einzelnen Mitgliedern dieser Gemeinschaft nicht producirt, denn diese sind ebenso sündig und unvollkommen wie ich selbst, das Zusammenwirken von Unreinen kann aber nicht das Reine zum Resultat haben. Die reinigende Wirkung muß also von demjenigen ausgehen, der in allen Einzelnen jene Wirkung hervorruft, d. h. von dem Stifter. Was wir nun in uns als Christen bewirkt finden, daraus schließen wir, wie immer von der Wirkung auf die Ursache geschlossen wird, auf die Wirksamkeit Christi zurück, und aus seiner Wirksamkeit auf seine Person, welche die Fähigkeit gehabt haben muß, solches zu bewirken.

Betrachten wir nun die Wirkung des christlichen Gemeingeistes auf uns näher, so besteht sie darin, daß das Gottesbewußtsein im Gegensatz zu unserer sinnlichen Natur so gekräftigt wird, daß wir den Impulsen der Sinnlichkeit zu widerstehen vermögen, daß wir lernen, alle Eindrücke auf das religiöse Gefühl zu beziehen und alle Thätigkeiten aus demselben hervorgehen zu lassen. Nach dem bereits Gesagten gehen nun aber diese Wirkungen nicht von der Gemeinde als Einzelnen, sondern von dem in ihr fortwirkenden Stifter aus. Wir dürfen nun aber aus

¹ Glaubensl. 2, 9–105.

dem, was er wirkt, schließen auf das, was er gewesen, und so ist die Möglichkeit gegeben, auch die Christologie aus unserem Bewußtsein, das empirisch ein christliches ist, abzuleiten und damit als nothwendigen Theil der Glaubenslehre zu begreifen.

Eine weite Bahn hatte sich mit dieser neuen Grundlegung der Religionswissenschaft aufgethan und wie der Meister selbst den „christlichen Glauben“ (1821 und 1830) immer vollständiger als nothwendige Aussage des frommen Bewußtseins zu erweisen wußte, so bildeten die Schüler eine geradezu sophistische Gewandtheit aus, die kirchlichen Lehren ohne Rast aus ihrem frommen Bewußtsein herauszuspinnen, oder wie Strauß spottet: „die Dogmen, wie sie da sind, gleichsam mit Haut und Haaren, in den Himmel der Idee kommen zu lassen¹.“

So begann denn auch für unsere jungen Freunde das Geschäft, die kirchlich ausgeprägten Dogmen, die sie ererbt, in dem Tiegel ihres frommen Bewußtseins wieder einzuschmelzen und in dem so gewonnenen religiösen Feingehalt eine nothwendige Empfindungsweise des Göttlichen wiederzuerkennen. Allein wie viel mußte bei diesem Proceß als Schlacke ausgeschieden werden, was zwar die Kirche über Gott, Christus, Geist aussagte, was aber der strenge Wahrheitsinn unserer jungen Theologen durchaus nicht als nothwendige Aussage des frommen Bewußtseins zu erkennen vermochte. Ja der historische Christus erschien ihnen bald auf dem Standpunkt dieses Systems als eine Inconsequenz, da die Wirkungen, aus denen Schleiermacher auf den Ursacher schloß, insgesammt von dem idealen Christus bild ausgingen, das selbst ein Product der religiösen Idee sein konnte, keineswegs aber einen geschichtlichen Jesus von Nazareth bewiesen.

Die Einwirkung dieser speculativen Versuche auf die theologische Entwicklung der jungen Leute war eine ungemein folgenreiche. Der Schleiermacher'sche Satz, daß alle Glaubenslehren zunächst nicht Aussagen über irgend ein Objectives, sondern nur über eine Bestimmtheit

¹ Charakt. u. Krit. 173.

unseres frommen Gefühles seien, war ein großes, befreiendes Wort gegenüber dem einfachen Autoritätsglauben, eine Rettung aus der Enge des Supranaturalismus und bald kehrte sich die seither erwiesene mystische Energie Straußens um in die religiös kritische, die kein Dogma mehr unbezogen hinnahm, sondern jeden kirchlichen Satz darauf untersuchte, ob er wirklich einer nothwendigen Aussage unseres frommen Bewußtseins entspreche? Da konnte denn seinem Scharfsinn nicht verborgen bleiben, wie das neu proclamirte Princip sehr viel weiter führe als sein erster Herold zugestand und er fand, daß die wirkliche Charte, die der Diplomat Schleiermacher in der Glaubenslehre zum Vorschein bringe, sehr viel conservativer sei als die Proclamation in den Reden hatte erwarten lassen.

Nicht viel später begann denn auch für Strauß und Märklin das Studium Hegel's. Repetent Schneckenburger hatte eine Vorlesung über den Einfluß der neueren Philosophie auf die Theologie gehalten, die vielen Stoff und brauchbare Fingerzeige an die Hand gab. Auch der talentvolle Schulfreund Zimmermann, „in dem alles schneller aufging und wieder abwelkte, als in den Uebrigen,“ spielte den großen Hegelianer und reizte die Andern zum Wettstreit¹. Später berühmte sich auch der Generalsuperintendent Hoffmann als Studiengenosse zuerst seinen Freund Strauß auf Hegel geführt zu haben². Damit trat denn ein zweites revolutionäres Moment in die geistige Entwicklung der jungen Stiftsgemeinde ein, das für Strauß ebenso wichtig ward als die Schleiermacher'sche Glaubenslehre.

Die Hegel'sche Philosophie, die das Absolute als die Identität des Subjects, des Idealen und Realen faßte, schien von Haus aus berufen, die Lehre der Versöhnung aus ihren Begriffen zu deduciren. Wenn Schelling den Naturprozeß als das Streben der Natur begriff, sich von der starren Gebundenheit des Unorganischen durch das Leben des Pflanzen- und Thierreichs hindurch

¹ Märklin a. a. O. — ² Neue Evang. K.-Ztg. 1873, S. 713.

zum Bewußtsein im menschlichen Geiste hervorzarbeiten, so war Hegel vielmehr vom subjectiven, idealen Factor, vom Denken ausgegangen. Dem Naturproceß liegt Begriff, Logik, das absolute Denken zu Grunde und die Denkgesetze sind zugleich die innerliche Logik des Weltalls. So trat die Hegel'sche Schule mit dem Anspruch auf, alle Dinge aus ihrem innersten Grunde zu begreifen, in allem Sein und Geschehen die einheitliche, mit dialektischer Nothwendigkeit sich vollziehende Offenbarung der Idee zu erkennen. In der That ist die deductive Methode nie stolzer gehandhabt worden als in Hegel's Phänomenologie, an deren Studium die jungen Freunde nunmehr herantraten. „Während der Verstand bei dieser Lectüre in die schärfste dialektische Schule genommen wurde, erzählt Strauß selbst, boten sich dem Geiste die tiefsten Ahnungen, der Phantasie die überraschendsten Ausblicke; die ganze Weltgeschichte zog in neuer Beleuchtung an den Lesern vorüber; Kunst und Religion in ihren verschiedenen Formen tauchten an ihrer Stelle auf, und dieser ganze Reichthum an Gestaltungen ging aus dem Einen Selbstbewußtsein hervor und wieder in dasselbe zurück, das sich damit als die Macht aller Dinge auswies.“ Ganz ausdrücklich aber prätendirte diese Philosophie, durch ihre Lehre von der Identität des Realen und Idealen das christliche Dogma von der Versöhnung der Welt mit Gott, das die Kirche glaubte, auch dialektisch bewiesen zu haben. Setzt die Philosophie drei Momente, durch welche die Idee zur Wirklichkeit wird, so entspricht das Ansichsein der Idee der Lehre vom Vater, das aus sich Heraustreten, oder Anderssein dem Sohne, das An- und Fürsichsein der Idee dagegen, die durch den Proceß der Endlichkeit hin sich selbst als den absoluten Geist kennen lernt, entspricht der dritten Person der Dreieinigkeit, dem heil. Geist. Mit anderen Worten: Der Vater ist Gott, als das absolute Subject gedacht, der Sohn ist Gott, wie er sich selbst sich als Object gegenüberstellt, der heilige Geist ist Gott, insofern er als Subject-Object mit sich selbst identisch ist. Zufolge gleicher Dialektik muß Gott sich auch als Schöpfer offenbaren. „Ist Gott als Vater und Sohn sich

ein Anderer, so wird er sich auch ein Anderes, und hiermit die Welt erschaffen ¹." Vermitteltst dieser und ähnlicher dialektischer Spiele wurden denn alle wesentlichen Kategorien der Erlösungslehre deductiv hergestellt.

Es dauerte nun nicht lange, so äußerte sich das Ueberwiegen des Verstandes über das Gemüth bei Strauß darin, daß er von Schleiermacher zu Hegel abfiel. Ja er hatte Schleiermacher sogar im Verdacht, daß er selbst die meisten seiner Sätze auf deductivem Wege dialektisch gefunden, während er vorwende, sie aus dem frommen Bewußtsein abzuleiten; daß mithin auch er im Grunde wohl wisse, daß die Dogmatik Product der speculativen Thätigkeit des menschlichen Geistes sei. Manche Sätze, die Strauß als philosophisch richtige wohl zugeben konnte, vermochte er doch in keiner Weise in seinem frommen Abhängigkeitsgefühl zu entdecken und er argwöhnte, auch Schleiermacher habe sie anderswoher als er gestehe. Wie man auf dem Theater den Soldaten neue Kleider überwirft, so, meinte er, hat Schleiermacher seinen philosophischen Truppen die Kutte des frommen Gefühls übergeworfen, allein bei jeder rascheren Bewegung blickt der ursprüngliche Anzug wieder hervor ². So könne auch der Leser bei der Wiederholung und in der Erinnerung sich kaum enthalten, den kürzeren philosophischen Weg zu diesem Dogma einzuschlagen und die von dem Verfasser vielfach ausgesteckten Warnungstafeln würden ihn um so weniger abhalten, sich des deductiven Weges zu bedienen, als dringende Gründe zum Verdacht vorlägen, der Verfasser selbst sei zu dem Ziele, zu welchem er jetzt die Leute auf dem Gefühlsumwege führe, für seine Person auf dem kürzeren Pfade der philosophischen Deduction gelangt ³. So entschied sich Strauß mehr und mehr dafür, daß er mit Hegel die Frömmigkeit zwar für ein Fühlen und demgemäßes Handeln erklärte, die Religion aber als ein Glauben und ein Erkennen, mithin als ein Denken faßte. Damit war aber auch der gesammte Inhalt der Religion der Kritik des

¹ Marheineke, Dogmat. § 230. — ² Char. u. Krit. 172. — ³ Char. u. Krit. 166.

Verstandes unterstellt. Ist sie ein Denken, so hat ihr Inhalt Realität, je nachdem dieser Inhalt sich mit den Gesetzen der Logik verträgt oder nicht und mit dem logischen Beweis steht und fällt sie. Das war der Punct, an dem sich Strauß von der Grundvoraussetzung unserer heutigen Theologie schied, obwohl scheinbar die Wege noch geraume Zeit parallel liefen. So lange die Hegel'sche Schule bei dem Satze verblieb, daß der Mensch die Fähigkeit habe, Gott inne zu werden und daß im Bereich der Vorstellung ebenso das Dogma der Ausdruck dieses Gottesbewußtseins sei, wie im Gebiete des Begriffs die Gottesidee, so lang konnte man noch an eine selbstständige Theologie denken, allein bald genug wurde die Vorstellung vom Standpunct des Begriffs aus gemeistert, sie wurde als ein unklares, verworrenes Denken erkannt, die Vollziehbarkeit der Vorstellung selbst ward geläugnet und das Ende war die Auflösung aller Dogmatik als des Ausdrucks eines unreifen Denkens früherer Epochen der Menschheit, in denen die Idee noch zu keinem adäquaten begrifflichen Ausdruck zu kommen vermochte. Wenn die Religion nur ein schlechtes Wissen vom Absoluten war, so mußte sie eben weichen vor dem rechten Wissen: Kritik des Dogmas vom Standpunct des Begriffs und Auflösung der religiösen Vorstellung war das Resultat der von vornherein falschen Definitionen. So wenig aber damals, als Hegel auf der Höhe seiner conservativen Epoche stand, irgend ein Anderer diese spätern Evolutionen der Schule vorherseh, so wenig war Strauß sich dieses Ausgangs bewußt. Dennoch aber machte sich auch bei ihm bereits das allgemeine Gesetz geltend, daß die eine geistige Function die andere zu binden pflegt. Das begriffliche Beweisen des Dogmas hemmte die Lebendigkeit des religiösen Empfindens und hatte die Schleiermacher'sche Schule, die auf dieses Empfinden reflectiren hieß, dadurch auch gelehrt, diese Empfindungen wach zu halten, so ließ das Hegel'sche Construiren des Dogmas, selbst wenn es zu ganz orthodoxen Resultaten kam, allmählig die gemüthliche Erwärmung verkühlen. Bei unseren jungen Hegelianern stellte sich diese Thatsache schon

äußerlich darin dar, daß das philosophische Kränzchen an den Sonntag Vormittagen gehalten wurde. Märklin hatte bis dahin in Steudel's Vorlesungen und Predigten ausgehalten, da dieser sein Oheim war. Jetzt ereignete es sich nicht selten, daß dem im Chorrock zur Kirche schreitenden Steudel sein Neffe Märklin begegnete, die dem Ohm wohlbekannte Hegel'sche Phänomenologie unter dem Arm. „Auch Du Brutus“, spotteten dann die jungen Leute, sei die Summe der Empfindungen des guten Steudel gewesen, dem durch solche Begegnung die Predigt sicher nicht leichter geworden ist.

Von äußeren Ereignissen ist aus dieser Zeit noch zu erwähnen, daß Strauß im Jahre 1828 eine theologische Preisaufgabe bearbeitet hat, merkwürdiger Weise aber war es eine katholische. Nach der Versicherung von Kundigen war es damals nichts Seltenes, daß die Theologiestudirenden der einen Confession die Preisaufgaben der andern bearbeiteten. Trug dann ein Theologe der „Schwesterkirche“ den Sieg davon, so war das natürlich eine Beschämung der Nächstbetheiligten. Das Bedenkliche an der Sache ist aber, daß Strauß mit dem Thema, das er bearbeitete, nicht sowohl als Protestant, sondern als Philosoph, noch vor Ablieferung der Arbeit zerfallen war. Es handelte sich nämlich um die Lehre von der Auferstehung des Fleisches. „Ich bewies, schreibt er an Bischer, exegetisch und naturphilosophisch mit voller Ueberzeugung die Auferstehung der Todten, und als ich das letzte Punctum machte, war mir's klar, daß an der ganzen Sache nichts sei.“ Dennoch hat er die Arbeit eingereicht. Zwei der eingangenen Abhandlungen wurden von der Facultät als preiswürdig bezeichnet. Bei Eröffnung der Zettel erwies sich als Verfasser der einen ein katholischer Theologe, als der der andern David Friedrich Strauß. Die beiden so Belobten mußten nun um den Preis loosen, das Loos aber hatte ein Einsehen und entschied für den katholischen Bewerber. Strauß hielt übrigens viel auf seine Arbeit und wollte sie im Jahre 1831 als Doctor-dissertation vorlegen. Aber trotz

wiederholter Anfragen war dieselbe nicht mehr bei den Acten der katholischen Facultät zu finden¹. Für ihn selbst hatte diese Arbeit die Bedeutung, ihn in seiner kritischen Stellung zur Schrift vorwärts zu schieben. Er nennt sie seinen „ersten Wendepunkt“, mit der die Richtung auf die moderne Theologie und Philosophie sich entschied.

Dennoch würde man den Einfluß sowohl Schleiermacher's als Hegel's auf diese sich stetig entwickelnde schwäbische Natur verkennen, wenn man glauben wollte, Strauß wäre durch diese Studien irgendwie an seinem Berufe irre geworden. Im Gegentheil nahm er an den praktischen Uebungen, die die letzten Kurse der Studienzeit füllten, eifrigen Antheil und schloß sich mit Eifer und Vertrauen an Professor Schmid an, der zwar selbst kein guter Prediger war, aber um so mehr darüber nachgedacht hatte, was zu einem solchen gehöre. Die Leitung des Predigerseminars war durch und durch praktisch und Strauß fand später, daß die Anstalt in Berlin weit hinter der in Tübingen zurückbleibe. So war Strauß in die Semester gekommen, von denen der Student spricht, sie gefallen mir nicht. Als Vorempfang auf die künftige Würde wandelte der an der Schwelle des Examens stehende Seminarist in hohem Hute durch die Straßen der Stadt, Excerpte und Compendien in allen Taschen, im Kopfe Predigtentwürfe und Dispositionen zu Katechesen. Solcher Eifer fand sich denn auch von dem schönsten Erfolg gekrönt und als Strauß im Herbst des Jahres 1830 sein theologisches Studium mit einer glänzenden Prüfung beschloß, erhielt er sowohl in der Predigt als der Katechese die akademischen Preise. Es liegt darin zugleich ein Beweis, daß Strauß nicht nur zur gelehrten, sondern ebenso zur praktischen Thätigkeit befähigt war, wenn auch später nur die eine Seite seiner Begabung zur Ausbildung gelangte. Daß er dabei

¹ Vgl. die Acten der philos. Fac. zu Tübingen, die Promotion des cand. Dav. Friedr. Strauß betreffend. Circularschreiben des Dekan Sigwart vom 30. Oct. 1831.

den Boden der kirchlichen Vorstellung durchaus nicht geräumt hatte, beweisen die ersten Publicationen des jungen Mannes, die noch in sein letztes Studienjahr fallen. Die eine ist eine im Jahre 1830 im „Hesperus“ veröffentlichte Besprechung der verschiedenen Ansichten über Kerner's „Seherin von Prevorst“, die andere eine Predigt, die Strauß als Mitglied des Tübinger Seminars bei der Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession am 25. Juni 1830 hielt, und die mit der Beschreibung der ganzen Feier von der Facultät dem Druck übergeben ward¹. Diese Recension zeigt, daß Strauß auch jetzt noch an die höheren magnetischen Kräfte glaubte und der einst so verehrten Seherin ein Schauen in die Ferne und selbst Wirkungen in die Ferne zuschrieb. Sein Zweifel beginnt erst da, wo seine geläuterte theologische Vorstellung mit den höchst naiven Vorstellungen Kerner's und seiner Seherin zusammenstößt. Ja wir sehen Strauß auf der eigenthümlichen Station seiner Entwicklung angelangt, auf der er die biblische Vorstellung einer Dämonenwelt läugnet — mit Schleiermacher, dagegen das Hellsehen, die Kraftwirkungen einer hysterischen Patientin gelten läßt — mit Schelling. So halten Kritik und Glauben sich noch die Wage, wobei freilich in die eine Wagschale die ganze Freundschaft für Kerner und die Pietät für die inzwischen verstorbene Freundin geworfen werden muß, um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Wenn aber Strauß in den friedlichen Blättern berichtet, daß er nach dem gründlichen Studium Schleiermacher's das alte Zauberland des Hellsehens, der Magie und Sympathie wie auf den Kopf gestellt gesehen habe, so ist das so wörtlich nicht zu nehmen. Noch immer glaubte er an alle Weinsperger Wunder, während er viele biblische bereits verwirft. Freilich war darin sein Meister Schleiermacher nicht viel anders gestellt, der, wie wir aus seinen Briefen wissen, gleichfalls auf magnetische Wirkungen hielt. So steht auch jetzt für Strauß als Thatsache fest², daß gewisse Menschen von ver-

¹ Siehe Beilage I. — ² Vgl. die angef. Rec. Char. u. Krit. 396.

borgenen Metallen eine Empfindung haben; er kennt Beispiele von andern, die ein ähnliches Gefühl für Verbrecher und ihren Aufenthaltsort besitzen, so daß sie sowohl die Mörder als die geraubten Gegenstände, lediglich von der Spürkraft ihres Gefühls geleitet, ausfindig machen. Er weiß, daß gewisse Personen über Gräbern von Uebelkeiten befallen werden, andere einen elektrischen Schlag verspüren, welche Indisposition sich bei besonders Reizbaren zur Vision steigert, so daß sie auf dem Grab die gespensterhafte Gestalt des Todten schweben sehen. Selbst das Vorempfinden kommender Ereignisse gesteht Strauß noch zu. Es ist ihm Thatsache, daß Magnetische die Anschauung eines künftigen Leichenzugs, den sie Wochen vor dem Tode des zu Begrabenden aus dessen Haus ziehen sehen, durch Berührung auch dritten Personen mittheilen. Er glaubt es Kerner auf's Wort, daß die Seherin von Prevorst auf vier Stunden Entfernung sich dem Arzte ihres kranken Vaters vernehmlich machte, daß sie durch Vermittlung von Glas, Seifenblasen u. dgl. leiblich nicht zu erblickende Orte sehen konnte, und, um Kerner nicht Lügen zu strafen, oder die Seherin als eine raffinirte Schwindlerin werthen zu müssen, trägt er sogar die Wundererklärung vor, daß sie selbst, unbewußt, mit ihrer magnetischen Kraft Stühle umgestürzt, Sand aufgerafft und in's Zimmer geworfen, und ohne es zu wissen, die Geisterstimmen in ihrem Leib hervorgebracht habe. Denn während er die Thatsachen selbst durchweg stehn läßt, da sie von Personen bezeugt waren, die, mit den alten Supranaturalisten zu reden, erstens die Wahrheit sagen wollten und zweitens die Wahrheit sagen konnten, wendet er den rationalistischen Kunstgriff des Dr. Paulus an, der von dem Geschehenen die Auffassung desselben durch die Zeugen trennt. Die Thatsachen stehen außer Zweifel, aber daß sie durch Dämonen, Schutzengel, Geister, Gespenster u. dgl. hervorgerufen seien, ist Pragmatismus der Seherin. Der Leichengeruch auf den Gräbern verdichtet sich dem Geisterseher zum visionären Schauen des Gespensts. Das Hellsehen einer verborgenen Urkunde und ihre Lectüre durch das Medium des Nervengeistes bildet in der Somnam-

bühe eine deutliche Vorstellung von der Gestalt des Verstorbenen, so daß sie meinen kann, dessen abgetriebener Geist stände vor ihr. Diese Vorstellung ist so stark, daß sie durch einfache Handreichung auch in Andern durch das Medium des Nervenleibes hervorgerufen wird, aber daß beide Zeugen dann den Geist sehen, beweist noch nicht seine Realität. Ebenso versagt Strauß den Offenbarungen der Seherin über das Wachsen gestorbener Kinder in der Ewigkeit, den Gesprächen mit Engeln, Schutzgeistern und Teufeln schlechthin den Glauben. Gerade da also, wo die Vorstellungen anfangen, die kirchlich hergebrachte Form anzunehmen, auf das Gebiet der Engel- und Dämonenlehre, der Unsterblichkeit, der Fortdauer der Seele nach dem Tode überzugehen, beginnt der Zweifel des jungen Schleiermacherianers und während er die mit Schelling'schen geheimen Naturgesetzen erklärten Phantasien Kerner's als Thatsachen gelten läßt, weil sie sich deduciren lassen, polemisiert er gegen Schubert, der in diesen Erscheinungen einen Thatbeweis der Unsterblichkeit sieht. Kerner war nun aber mit dieser rationalistischen Unterscheidung zwischen der Thatsache und dem Pragmatismus der Weinsperger Apostel und Propheten gar nicht zufrieden. Er brach sogar eine Weile förmlich mit Strauß. Erst als er durch eigene Lectüre des ihm ungenau berichteten Aufsatzes sich überzeugete, daß Strauß seinen Berichten selbst keineswegs zu nahe getreten sei, stellte er das gute Einvernehmen durch doppelt freundliche Einladungen wieder her. Nachdem dann der gemüthliche Dichter den ersten Aerger über die theilweise Emancipation seines Schülers überwunden hatte, nahm er dessen späteren totalen Abfall um so leichter. Ja dieser durfte ihn sogar gelegentlich über seinen Köhlerglauben schelten. Als Strauß so den Stiel umkehrte und bei einem Besuche zankte, jedes Mal, daß er komme, sei es mit dem Aberglauben in Weinsperg wieder um etwas ärger geworden, meinte der dicke Justinus gemüthlich: „Ja sehen Sie, Herr Doctor, wir zwei Ludwigsburger müssen uns ergänzen. Je mehr Sie Mythen aus der Welt schaffen, um so mehr muß ich wieder hineinsetzen, sonst geht der Welt das Gleichgewicht verloren.“

Wenn Strauß von seiner ersten Publication sagt, sie ver-
 rathe einen Verfasser, den Schleiermacher eben erst denken und sogar
 reden gelehrt habe, so ist damit wohl gemeint, daß er mit dem
 alten Schleiermacher die Thatsachen des Magnetismus anerkannte,
 während er mit dem jungen die persönliche Fortdauer nach dem
 Tode läugnete und darum auf das Citiren von Geistern, Sehen
 von Gespenstern u. dgl. nichts hielt, sondern diese aus dem Vor-
 stellungskreis der Seherin ableitete. In der Predigt vom 24. Juni
 1830 dagegen hören wir vielmehr den Schüler Hegel's reden, der
 es für erlaubt hält, auf der Kanzel die Sprache der Vorstellung
 zu gebrauchen, während er den Begriff für sich behält. Anders
 wenigstens können wir uns zahlreiche Stellen dieser Rede, nach
 den sonstigen Aeußerungen Straußens über seinen damaligen
 Standpunkt, nicht erklären. Aber wer wollte mit einem Stu-
 denten überhaupt über den Zusammenhang seiner theologischen
 Aeußerungen rechten! Noch sind es Bruchstücke verschiedener Welt-
 anschauungen, die der junge Mann nicht selbst geistig vollzogen,
 sondern, wie Strauß sich selbst ausdrückt, für ein Mal „gelernt“
 hat. So wird denn bald das eine, bald das andere Register
 aufgezogen und noch so sehr ist der junge Geist von der Last des
 Collegstoffs und der Examenvorbereitungen erdrückt, daß er nicht
 sieht, wie dieser Rest von kirchlichen Vorstellungen, das aus
 Schleiermacher Angeeignete und das aus Hegel Begriffene sich
 dreifach ausschließen. Es handelt sich noch nicht um eine durch-
 gearbeitete, zusammenhängende Weltanschauung, sondern um Re-
 production stückweis angeeigneter Gedanken. Als Strauß im
 Sommer 1830 für das Fest des dreihundertjährigen Bekenntniß-
 jubiläums zum Redner des Seminars bestimmt wurde und sogar
 die ehrenvolle Aufgabe zugetheilt erhielt, die ganze Feier durch
 seine Predigt zu eröffnen¹, dachte er sich lediglich in die Aufgabe
 seines Pensums hinein. „Unerlöschliches Wort Gottes“, „Be-
 kenntniß“, „treues Zeugniß“ u. s. w. schienen die unerlöschlichen

¹ Vgl. die Beschreibung der Feier, herausgegeben von der theol. Fac.
 Tübingen. Jues. 1830. Anlage I.

Stichworte einer solchen Feier und so predigte der zweiundzwanzigjährige Candidat über den Text: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte werden nicht vergehen.“ Diese Aufgabe hat ihn auch so ganz erfüllt, daß er, der Anhänger der funkelnagelneuen Hegel'schen Philosophie, die Zuhörer ermahnt, das reformatorische Schriftprincip namentlich in heutiger Zeit zu beherzigen, „da von so manchen Seiten die Weisheit dieser Welt ihre Flitter als Gold, ihr Glas als Edelsteine in den Bau des christlichen Glaubens einschleiben möchte.“ Immerhin erweist sich aber auch an diesem jugendlichen Probestück die Gefahr der Hegel'schen Unterscheidung von Vorstellung und Begriff in Sachen der Religion. Während der Schüler Schleiermacher's sich nur auf dasjenige einlassen wird, was sein Gefühl fromm erregt hat und in dem Ausdruck der frommen Erregung auch die wohlthuend ergreift, deren fromme Empfindungen auf Grund anderer Vorstellungen zu Stande gekommen pflegen, hält sich der junge Hegelianer für berechtigt, eine Vorstellungswelt auf der Kanzel zu reproduciren, die für ihn nur noch die Bedeutung einer Hieroglyphe hat. Daß Strauß mit der Eschatologie der Kirche schon seit dem Jahre 1828 zerfallen war, geht aus den oben mitgetheilten Aeußerungen über seine katholische Preisaufgabe, sowie aus einem im Stifte verfaßten Aufsätze „über die Wiederbringung aller Dinge“ hervor, auf Grund dessen er im folgenden Jahre zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Wenn er nun aber dennoch, um einen pomphaften Eingang zu gewinnen, alle eschatologischen Vorstellungen des Lukasevangeliums aufmarschiren läßt, freilich immer so, „daß der Begriff durchscheint“, so kann er das nur mit jener Hegel'schen Unterscheidung vor sich gerechtfertigt haben, deren moralische Unzulässigkeit er später mit harten Worten zu züchtigen pflegte. Auch eine besondere Begabung, die spätere Zuhörer seiner Predigten, sowie sein Abgangszeugniß constatiren, würden wir der in Anlage mitgetheilten Rede nicht abmerken. Sie ist religiös eher dürftig als bedeutend zu nennen. Unter allen Umständen war Strauß noch in keiner Weise zu einer festen theologischen Ueberzeugung gelangt,

als er in das praktische Amt eintrat. Der alte Glaube und die neue Philosophie waren noch beide gleich stark in ihm, wenn auch nach den nüchternen Reflexionen, die er bereits anstellt, sich unschwer voraussagen ließ, daß schließlich das verständige Element in ihm über das gemüthliche die Oberhand gewinnen werde.

4. Der Vicar.

Im Herbst 1830 wurde der nunmehr recipirte Pfarramts-candidat David Friedrich Strauß dem Pfarrer Zahn in Kleiningersheim als Vicar zugewiesen. Das Pfarrdorf, unweit Ludwigsburg auf einer Höhe über dem Neckar malerisch gelegen, ermöglichte Strauß, wieder enger mit den Eltern zu verkehren, die sich nun an dem Glanz der neu aufgehenden geistlichen Sonne freuen mochten. Der Mutter war der häufige Besuch ihres Aeltesten zu gönnen, denn der Vater hatte inzwischen unausgesetzt rückwärts gewirthschaftet. Die Spuren davon waren schon dem Knaben in's Auge gefallen, wenn er in den Ferien vom Kloster nach Ludwigsburg zum Besuch kam. Die Geldverlegenheiten hatten die Eltern gezwungen, erst den einen, dann den andern Ladengehilfen abzuschaffen. Die Schuldenlast wurde drückender, während die Kunden mehr und mehr ausblieben. Ob durch ein Losschlagen jener, zu den hohen Preisen der Continentsperre gekauften und nun auch bereits verlegenen Waaren zu helfen sei, war schon damals fraglich. So schwebte der Bankerott und damit die öffentliche Schande mehrere Jahre über dem Elternhaus. Strauß erzählt, welchen Eindruck es ihm gemacht, als die Mutter eines Abends vor dem Schlafengehn, mit schon aufgelöstem grauem Haar neben ihm sitzend, ihm zum ersten Mal diese Verhältnisse, ihre Kämpfe und Sorgen offenbarte. Der Verkauf des verhängniß-

vollen Waarenlagers wendete schließlich das Neueste ab, allein auf einen grünen Zweig kam der Alte, der inzwischen auch bequemer und pietistischer geworden war, nicht mehr. Um so mehr war der Mutter das Glück, den Sohn in der Nähe zu haben, zu gönnen. Sie ging lebhaft auf seine theologischen Interessen ein, er saß bei ihr in der Stube, oder half ihr auch in ihrem Gärtchen die Wege treten und andere kleine Geschäfte besorgen. Die Mutterfreude ist wohl an sich eine der wärmsten Empfindungen, aber die Freude einer württembergischen Mutter, einen Vicar zum Sohn zu haben, war stets noch um einige Grade wärmer als die anderer Mütter. Zum Principal hatte Strauß einen kränklichen, aber noch jungen Pfarrer, dabei wenig zu thun und leidliche Nachbarn. Er selbst war in seiner Dorfgemeinde als Prediger beliebt, denn er war leicht verständlich und brachte die Speculation und Kritik nicht dahin, wohin sie nicht gehörte. Sein Vortrag war einfach, unterstützt von einer hellen, ansprechenden Stimme, in der schlichtesten Form klar und lebendig. Ebenso werden seine Katechesen gerühmt¹. Wie verständig er in diesen praktischen Dingen urtheilte, und wie gewissenhaft er es mit der Vorbereitung nahm, dafür liegt auch ein biographischer Beweis vor. Noch immer weiter arbeitend in Schleiermacher's Glaubenslehre und Hegel's Phänomenologie kam ihm wohl einmal der Gedanke, ob er seinen Unterricht für die Kinder nicht in eine der „Idee“ adäquatere Form bringen könnte? Da war es ihm sehr tröstlich zu lesen, daß ein Herr C. A. Rutenik die christliche Lehre nach Schleiermacher katechetisch bearbeitet habe und sofort ließ der Vicar sich hoch erfreut das Büchlein kommen. Es sollte ihm zeigen, wie Schleiermacher's Lehre volksverständlich gemacht, die Goldbarren seiner Religionsanschauung für den Kleinverkehr des Lebens legirt und ausgemünzt werden könnten. Aber die Enttäuschung war groß. Das katechetische Handbuch war ein dialogisirtes Collegheft, es klapperte von Formeln, vor denen die Bauernkinder davongelaufen sein

¹ Zeller, Strauss 25. D. Gbr. d. Gbr. II. Chr. u. Krit.

würden ¹. So war es gerathener, sich auf das eigene Lehrtalent als auf die Rathschläge des Herrn Rütenik zu verlassen. Privatim dagegen wurden die Studien, zumal in Schleiermacher's Glaubenslehre fortgesetzt und mit Nachbarn durchgesprochen. Eines Tages überraschte der witzige Vicar von Kleiningersheim seine mitstrebenden Collegien mit einem Heft voll sauberer Zeichnungen, das den Titel führte: Kupfer zu Schleiermacher's Glaubenslehre. Bekannt sind ja Schleiermacher's nach Weltgegenden orientirte Uebersichten. Sein Denken war für Strauß ein stetes geistiges Linienziehen: „es werden äußerste Punkte angenommen, zwischen welchen sofort das mittlere Feld vermessen wird; Eintheilungen gefunden, die sich schneiden; ein geschichtlicher Verlauf sowohl der Länge als der Breite nach getheilt, mit einem Netze von Knotenpunkten überzogen; Reihen aufgestellt, die sich vom Größten zum Kleinsten und umgekehrt in's Unendliche verlaufen“ u. s. f. Die Disciplinen gabeln sich in Stämme, diese in Zweige. Alle diese Eintheilungen lassen sich graphisch darstellen, die Religionen nach ihren Stufen und Arten, ebenso die Revereien, Tugenden, Pflichten u. s. w. Das Alles hatte der Herr Vicar sauber in Zeichnungen ausgeführt, was eben so wohl für guten Humor, als für recht viel freie Zeit spricht, die der Dienst ihm übrig ließ ². Ueberhaupt war die Stellung Straußens äußerlich die angenehmste. Ohne weitere vorbereitende Praktikantennöthe, sofort zu den höchsten Functionen des Amts, zu Predigt und Unterricht zugelassen zu sein, ist der Vorzug, den der junge Geistliche vor allen seinen Altersgenossen voraushat. Er gelangt alsbald zur Hauptsache, während seine medicinischen Kameraden die beste Jugendzeit vergeblich auf Patienten warten und die juristischen noch lange Jahre Protocolle führen oder liegen gebliebene Acten aufarbeiten müssen. Bald aber begannen die innern Schwierigkeiten. Bezeichnender Weise hätten diese seinem ruhigeren Temperament weniger zu schaffen gemacht, hätte nicht der Grübler Märklin ihn in seine

¹ D. Chr. d. Glbs 11. — ² Char. u. Krit. 6.

Gewissensnöthe hereingezogen. Dieser intimste Freund Straußens war nach Brackenheim bei Heilbronn versetzt worden und hatte in diesem Flecken, als Stellvertreter des vornehm kutschirenden, geadelten Dekans eine schwierige Stellung. Die Erfahrungen, die keinem modern gebildeten Theologen erspart werden, traten an ihn heran und wurden in schwäbischem Grübelgeist auf's gründlichste innerlich verarbeitet. Kein literarisches Talent wie Strauß war Märklin ein um so eifrigerer Briefsteller. Mit Strauß theologisch in gleichen Fährten, steckte er diesen mit Scrupeln an, die Strauß selbst sich nach seiner ganzen Art schwerlich würde gemacht haben. Die Summe derselben war das stets wiederkehrende Bedenken, werden Glaube der Gemeinde nicht theile, könne auch ihr Pfarrer nicht sein. Was freilich dieser Glaube sei, und ob den empirischen Glaube der Brackheimer irgend ein Gelehrter theilen könne, darüber hatte Märklin offenbar sich keine klaren Vorstellungen gemacht. Ueberhaupt aber ließ ihn seine überspannte Idealität ganz gewöhnliche Erscheinungen in falschem Lichte sehen. Zunächst war dem jungen Geistlichen die Erfahrung nicht erspart geblieben, daß die Gemeinschaft zwischen Pfarrer und Gemeinde durchaus keine wechselseitige sei, sondern daß im Ganzen dem Bauern der Pfarrer der liebste ist, der ihn möglichst in Ruhe läßt. Nirgends vernahm er ein Echo, das seinem Eifer entsprach. Der gemeine Mann will allerdings seinen Sonntag. Selbst der, der nicht regelmäßig zur Kirche geht, würde es dennoch nicht ertragen, wenn er die Glocken nicht läuten hörte. Er will die Gemeinde versammelt sehen, die alten Lieder singen, die Predigt soll eine Stunde dauern und dann will er vor dem Wirthshause stehn oder in demselben sitzen, aber je weniger ihm Ungewohntes in der Predigt vorkommt, je weniger der Pfarrer ihn selbst ansaßt, um so lieber ist es ihm. Armer Vicar! Du hattest mit Deinem heißen Herzen davon geträumt, wie Du die Gemeinde heben, zu dir heraufziehen, sie bessern und bilden wolltest! Nun klagt er, daß er kein Echo, geschweige denn eine fördernde Rückwirkung auf sich verspüre! Er selbst überlegt sich gewissenhaft, ob religiöse Reden,

Anknüpfungspunkte in den Leuten finden, ob moralische bei ihnen Wirkung üben, nun erlebt er, daß die Leute beide über sich ergehen lassen, wie die Schafe den Landregen und ist im Innersten tief unbefriedigt. Er erkennt, daß in der Gewöhnung der Bevölkerung zum Gottesdienst an sich schon ein heiliges Zuchtmittel liegt, das Unordnungen vorbaut; daß es unwesentlich ist, ob die Gemeinde gerade diesen oder jenen Gesichtspunkt mit der Lebendigkeit ergreift, mit der der Prediger ihn vorträgt, wenn nur diese heiligen Vorstellungen selbst nicht erlöschen; wenn nur die Worte der Schrift im Gedächtniß aufgefrischt werden, um ihre unbewußte Wirkung zu üben und in der Stunde der Versuchung aufzuwachen. Der Gottesdienst ist eine cultische Handlung, die ihres Werths und ihrer Wirkung sicher ist, auch abgesehen von dem momentanen Eindruck. Man darf nur den Prediger nicht bloß als Redner, die Gemeinde nicht bloß als Publicum auffassen. Zudem arbeiten diese ländlichen Gemüther innerlich lebendiger, als auf der Oberfläche sichtbar ist. Während der unerfahrene junge Prediger lediglich Stumpfheit und Gleichgültigkeit sich gegenüber meint, beurtheilen ihn die Leute ganz richtig. Unter 1600 Kirchgängern sind immer einige aufgeweckte Köpfe, die dem Herrn Vicar sehr rasch auf die Sprünge kommen. So wußten die Erweckten und Aufgeweckten zu Brackenheim nicht, daß Märklin, wie Strauß, zwischen Schelling und Hegel stecken geblieben sei, wußten sie doch nicht einmal, daß es einen Schelling und Hegel gebe, aber wenn die Einen sagten, er sei ein Mystiker und Obscurant, und die Andern sagten, er sei ein Ketzer und Ungläubiger, so hatten sie damit ganz richtig seine zwiespältige Stellung bezeichnet. Der Vicar merkt das, die Unbefangenheit schwindet und die Hypochondrie seiner Altersstufe spiegelt ihm vor, daß man auf ihn achte, ihn belauere; um so mehr beunruhigt es ihn, ob er berechtigt sei, dieses Amt zu führen. Das ungefähr waren Märklin's Erfahrungen, als er Strauß zum ersten Mal seinen Zweifel aussprach, ob mit der schön klingenden Hegel'schen Formel durchzukommen sei, daß die Kirche in der Form der Vor-

stellung dieselbe Wahrheit habe, die die Philosophie als Begriff besitze? Es drückt ihn, daß er das, was nur Form sei, vorstellungsmäßiges Symbol, in seinen Predigten ganz ausführlich als Wesen der Sache, als wirkliche Wahrheit geben solle, wobei er an die ideale Wahrheit denke, die Gemeinde an schlechte Wirklichkeit. Wie sehr er sich auch quält, Vorstellung und Begriff ineinander aufgehen zu lassen, es bleibt immer ein heimtückischer hinterlistiger Nest zurück, der sein Gewissen und seinen Wahrheitsinn beunruhigt. Er fühlt, daß er nicht mehr aufrichtig sei, daß er die Leute nicht mehr gerade anblicke, er bekommt die theologischen Augen. Was nun speciell auf ihm drückt, ist sein Zweifel an einem Jenseits, an einer persönlichen Unsterblichkeit. Weder Schelling noch Hegel hatten vom Standpunkt der Immanenz der Idee und ihrer Explication in der Welt auf die Frage nach einem Fortleben des Individuums eine befriedigende Antwort, obwohl Schelling in seiner spätern Periode sich bemühte, den Uebergang aus diesem Leben in eine höhere Geisterwelt als die nothwendige Fortsetzung des durch die Welt gehenden Gesetzes der geistigen Entfaltung nachzuweisen. Nach Schelling's Potenzenlehre bedarf der Mensch sogar, um alles zu entfalten, was er im Guten und Bösen, der Möglichkeit nach, in sich enthält, einer jenseitigen Welt, in der er den tiefften Abgrund dessen erreichen kann, was in ihm liegt oder den höchsten Gipfel seines wahren Seins¹. Die schönste Ausführung dieser Begründung der Unsterblichkeitslehre, der Dialog „Klara“, wurde aber erst aus dem Nachlasse Schelling's publicirt und konnte seinen Schülern noch keinen Trost gewähren. Von Schleiermacher dagegen war sogar bekannt, daß er in den Reden über Religion dieses Verlangen einer besonderen Fortdauer geradezu unförmlich genannt hatte. Statt diese zu begehren, ruft der Redner den „Unerfättlichen“ zu, mögen sie danach streben, schon hier ihre Persönlichkeit zu vernichten und im Einen und Allen zu leben. Wer gelernt hat, mehr zu sein als er selbst, der

¹ Vgl. Kuno Fischer, 6, 210.

weiß, daß er wenig verliert, wenn er sich selbst verliert¹." In der Glaubenslehre freilich machte Schleiermacher den Versuch, aus der persönlichen Fortdauer, welche Christus sich zuschreibt, mittelst der Selbigkeit der menschlichen Natur in ihm und in uns die Fortdauer aller Menschen abzuleiten². Allein die Schüler hatten von ihm selbst gelernt, sich mit dem Fortwirken Christi als Geistes in seiner Gemeinde zu begnügen, und seine Predigten am Todtenfeste erschienen ihnen nur als ein gequältes Verstecken der eigenen Ueberzeugung, die nicht bekant werden darf und doch auch nicht verläugnet werden soll.

Auch Straußens erste kritische Anfechtungen hatten sich auf diese eschatologischen Fragen bezogen, ohne daß er darum in der Praxis sich dadurch bedrückt fühlte. Märklin dagegen ging von der Ueberzeugung aus, daß die Gemeinde ein Recht habe auf all die Trostgründe, die in der kirchlichen Lehre von den letzten Dingen liegen und so war ihm denn jede Beerdigung eine Qual, da er bei solchen Gelegenheiten unbefriedigt, ja innerlich unglücklich die Kanzel verließ. So war er kaum in den Kirchendienst eingetreten, daß er schon wieder den Austritt bedachte. Strauß, der alle diese Conflictte gelassener nahm, rieth von diesem letzten Schritte ab. Er läugnet, daß der Einzelne verantwortlich sei für den Zwiespalt zwischen der kirchlichen Theologie und der Theologie der Gegenwart. „Es lag nicht an uns, erklärt er dem Freunde, diesem Zwiespalt auszuweichen.“ Wir sind in keinem andern Fall als ein Richter, der Gesetze anwendet, die er als dem Naturrecht zuwiderlaufend betrachtet. Er behält sich vor, die Abänderung derselben zu betreiben, aber er legt deshalb sein Amt nicht nieder, weil das Naturrecht weder positives Landrecht ist noch jemals werden kann.

Märklin will das nicht gelten lassen. Er weist vielmehr darauf hin, daß der Richter die Gesetze nicht zu vertheidigen

¹ Reden über Rel. 173. (Ende der zweiten Rede.) — ² Christl. Glb. 2, § 158.

habe, sondern nur anzuwenden, während er als Geistlicher vielmehr nach seinem Amte aufrechterhalte, lehre und vertheidige, was er selbst für thatsächlich falsch ansehe. Wenn mich ein nachdenkender Bauer fragt, was halten Sie vom Teufel, so kann ich ihm nicht die philosophische Unterscheidung von Vorstellung des Bösen und Begriff des Bösen und ihre sächliche Identität vortragen, sondern bejahe ich die Vorstellung, so muß ich mich vor mir selber schämen, verneine ich sie, so wird er mich fragen: Herr, warum lehren Sie in der Kirche anders? „Du siehst also hieraus, fährt er fort, daß für meine Person, für mich als Christian Märklin sich Religion und Philosophie nicht fressen; aber für mich als Vicarius, als Pfarrer, wollen sie sich nicht recht vertragen.“ Der College von Kleiningersheim erwidert auf diese Bedenken als Fahnensträger des Vicariats des Fortschritts. Allerdings werde das Volk, meint er, von der unvollkommenen Form der Vorstellung sich zu der vollkommenen des Begriffs niemals ganz erheben können. Dennoch sei ein beständiges Dünnerwerden der Kruste des Aberglaubens über den Köpfen der Menschheit nicht zu verkennen und damit sei dem Geistlichen sein Beruf vorgezeichnet. Er hat diesen Proceß zu unterstützen, aber er darf nicht zu hastig verfahren, damit er nicht durch die zu starke Friction neuen Auschlag her austreibe. Die Interpellationen durch Bauern aber verweist Strauß unter Märklin's selbstgeschaffene Gespenster, da der Fall in der Wirklichkeit nie so eintrete, daß nicht mit ein bißchen Pastoralklugheit darüber wegzukommen wäre. Vor der Hand beruhigte sich Märklin bei dieser sehr problematischen Weisheit. Er schickt sogar seinem jugendlichen Beichtvater einige Predigten zur Prüfung ein, als Probe, wie er darauf ausgehe, den Begriff durchscheinen zu lassen, das Jenseits immer auch in das Diesseits hereinzuziehen. „Aber immer — fügt er hinzu — muß man noch einen Nest sitzen lassen.“ Im weiteren Verlaufe der Correspondenz kam denn auch zu Tage, daß es in Wirklichkeit durchaus nicht die Gemeindeglieder waren, die Märklin mit kitzlichen Fragen behelligt hatten, sondern, wie herkömmlich,

fromme geistliche Nachbarn, insbesondere zudringliche ältere Collegen, und da er den Muth nicht fand, mit seiner letzten Ansicht herauszurücken, trieb es ihm die Galle aus, sich von ihnen belehrt zu sehen und sich den ganzen Storr'schen Beweis von der Autorität Christi vorexercieren zu lassen.

Man wird diesen Verhandlungen der begabten jungen Leute, denen es offenbar mit ihrem Amte und mit der Wahrheit Ernst ist, mit Interesse folgen, zumal sie nicht durch ihre Schuld, sondern die ihrer Schule in diese Conflictte getrieben worden waren. Es ist der Hegel'sche Irrthum, daß der Glaube ein Denken sei und dazu ein Denken in der niedrigeren Form der Vorstellung, der sich an ihnen rächt. So sollen sie Vorstellungen, die sie selbst nicht mehr vollziehen können, doch zu Nutzen ihrer Gemeinde reproduciren, wogegen sich die Aufrichtigkeit des Einen überhaupt sträubt, während der Andere altflug diesen Zustand als ein Provisorium ansieht, das sich bald erträglicher gestalten soll, „wenn nur einmal die Kruste auf den Köpfen dünner geworden ist“. Hätten sich die Beiden vielmehr klar gemacht, daß die Religion eine Weise sei, Gott zu empfinden und sich der Welt gegenüber zu stimmen, so würde ihnen viele Noth erspart geblieben sein. Mein Glaube ist nicht ein Denken, sondern eine Aussage über mein Empfinden, wie das Dogma eine Aussage über die Empfindung der Kirche ist. Drücken sich nun auch die Männer früherer Jahrhunderte anders aus als ich, so empfinden wir doch dasselbe. Ich glaube an die Dinge, an die die Kirche glaubt, wenn auch auf meine Weise. Irgendwie klingen die Worte der Propheten, der Bergrede, Luthers in jedem jungen Herzen an und hätten die Herren Vicare von Kleiningersheim und Brackenheim ohne stetige Hegel'sche Reflexion diese gemüthlichen Nachklänge in ihren Predigten austönen lassen, so würden sie sich und der Gemeinde genug gethan haben. Die Kirchgänger wollen jene Worte ausgesprochen wissen, in denen sie wie ihre Väter Trost und Halt gefunden haben in guten und bösen Tagen. Ihre Empfindungen von diesen Worten wollen sie auf sich zurückgeworfen haben in

geläuterteren Formen und Ausdrücken, deren sie nicht fähig sind. Diese Empfindungen beziehen sich aber nicht auf philosophische Fragen und kritische Probleme, die ihnen unfruchtbar und darum widerwärtig erscheinen: sie beziehen sich auf ihr Menschen-schicksal, Geburt und Tod, Arbeit und Ruhebedürfniß, Glück und Unglück, Armuth und Reichthum. Nur wer es so versteht, die Herzen im Innersten zu treffen, wird auf sie wirken, während ein Mensch, der speculirt, nirgend schlechter an seinem Platze ist als auf der Kanzel. Wie nun die Frage hier angerichtet war, erscheint Strauß in dieser ganzen Discussion allerdings als der Vernünftiger, obgleich seine Auffassung des geistlichen Amtes als Aufklärungsanstalt just nicht die tiefjinnigste ist. In der Praxis war er doch verständig genug, statt fortwährend über sich und seine Stellung zu den Lehren und Leuten der Kirche zu reflectiren, sich an das zu halten, was in Kleiningersheim Noth that, das heißt, er hielt volksmäßige Predigten und gab fleißig Unterricht bei den Bauernkindern. Den Fanatismus, dem Begriff zu möglichst eiligem Siege zu verhelfen, theilte er nicht. Vielmehr versicherte er noch später in einem amtlichen Rechtfertigungsschreiben an die Studienbehörde nach Erscheinen seines Lebens Jesu: „Ich habe freilich nur erst eine kleine Erfahrung in der geistlichen Praxis gemacht: aber ungeachtet ich damals keine andere Ansicht hatte als jetzt, konnte ich doch bemerken, daß ich das Bewußtsein der Gemeinde nicht unbefriedigt ließ, weil ich mir nämlich nicht herausnahm, von den Artikeln des Glaubens etwas wegzulassen oder daran zu ändern, sondern in den kirchlichen Formen mich bewegend danach strebte, in jeder derselben, durch stille Uebersetzung derselben in meine Denkweise, auch etwas für mich zu finden¹.“ Märklin's gemüthliche Scrupel lassen vielleicht für den ersten Augenblick denselben als den gewissenhafteren erscheinen, wenn man aber sieht, wie Märklin sich volle zehn Jahre in diesem Kreise umhertreibt und auch dann erst nach einem kräftigen Anstoß

¹ Beilage III.

von außen sich des Pfarramts begiebt, so tritt an die Stelle der Achtung eher das Gefühl eines gewissen Mitleids. Wie lang sich Strauß im praktischen Kirchendienst wohl gefühlt hätte, ist schwer zu sagen. Doch war es nicht seine Wahl, daß er schon nach dreiviertel Jahren seiner praktischen Stellung enthoben ward; vielmehr entführte ihn eine Verfügung der Schulbehörde nach Maulbronn, wo er im Sommer 1831 in die Stelle eines dort abgegangenen Professors eintrat. Er hatte in der obersten Klasse in Latein, Geschichte und Hebräisch Unterricht zu ertheilen; und auch dieser Aufgabe, obwohl er sich in keiner Weise auf dieselbe vorbereiten konnte, entledigte er sich auf das beste, wie seine damaligen Schüler bezeugen. Mit etlichen derselben ist der noch jugendliche Lehrer in einen dauernden Freundschaftsbund eingetreten, so mit Eduard Zeller, der hier zuerst mit ihm zusammentraf¹.

Inzwischen hatte Strauß bereits mit Märklin abgeredet, durch einen längeren Aufenthalt in Berlin, in persönlichem Umgang mit Hegel und Schleiermacher nach Lösung der Fragen zu suchen, die ihnen beiden dunkel geblieben waren. Als aber der Termin herankam, hielt Märklin theils eine vorangegangene heftige Erkrankung, theils die Furcht seines Vaters vor der in Berlin ausgebrochenen Cholera in der Heimath zurück. Auch Strauß schwankte eine Weile. Noch am 26. October schrieb er an Professor Sigwart in Tübingen: „Ich bin entschlossen, in nächster Woche nach Berlin abzureisen — so weit man in solcher Sache entschlossen sein kann, wo veränderte Nachrichten über den Gang der Cholera den ganzen Plan wieder umstoßen können?“ Dennoch ging er am 3. November wirklich ab.

¹ Zeller, Strauss 25. — ² Akten der philos. Fak. in Tübingen. Eingabe von Strauss v. 27. Oct. 1831.

klaren Darstellung durch, kommt dann auf die von den Neuplatonikern wieder aufgefrüchte Lehre von der Wiederbringung aller Dinge und führt sie bis auf Schleiermacher, Marheineke und Hegel, mithin bis auf unsere Zeiten, durch. Da diese Lehre, wie so viele andere, ein Auswuchs der müßigen religions-philosophischen Speculation ist, ohne daß das Evangelium besondere Veranlassung dazu gegeben, so läßt sich wohl denken, wie vielen Wechsel sie im Durchgang durch die speculative Vernunft erlitten hat, bis Hegel ihr dadurch das Siegel vollends aufgedrückt hat, daß alle im frommen Bewußtsein noch zurückbleibenden Widersprüche in dem erstarkten Denken der wahren (nämlich Hegel'schen) Philosophie, welche demnach subjectiv und zeitlich die Wiederbringung aller Dinge sei, vollständig gelöst seien. Wie eine solche Lehre mit dem Evangelium, das uns fast in jeder Zeile über das Zeitleben hinausführt und auf eine höhere Lösung im ewigen Leben vorbereitet, sich vertragen könne, ist nicht einzusehen und wir sehen auch hier, wie überall in der Hegel'schen Philosophie, den Geist des Christenthums der anmaßlichen Speculation aufgeopfert. Ich bin zwar überzeugt, daß ein solcher wahrheitsliebender Mann wie Strauß, wie er schon früher von Jakob Böhm auf Hegel überging, auch von Hegel auf das keinem Wechsel ausgesetzte Evangelium zurückkehren wird, aber doch wäre es besser gewesen, sich keine Abweichung davon erlauben zu haben. In dieser Hinsicht bin ich wirklich unschlüssig, das Prädicat: *post bene comprobata* etc., weil es eine Billigung dieser Grundsätze von der Facultät aus in sich schließt, vorzuschlagen, obgleich ich überzeugt bin, daß der Verfasser es in anderer Hinsicht verdient. Vielleicht läßt sich eine Wendung finden, die sich auf seine Preisschrift: *De resurrectione carnis* bezieht, die ja schon von competenten Richtern beurtheilt ist."

Indessen die Collegen ließen sich, wo es sich um den Grad eines philosophischen Doctors handelte, auf die religiösen Bedenken des alten Herrn nicht ein. Jäger votirte kurzweg für das Prädicat *bene*, ebenso Haug und Tafel, worauf Eschenmayer sich „confor-

mirte“ Die Bitte dagegen, die Strauß ausgesprochen, die Kosten auf ein zu solchen Zwecken gewidmetes Stipendium zu übernehmen, wurde abgeschlagen und der Vater von Strauß ließ am 14. November 1831 durch den Candidaten Louis Georgii 51 fl. 3 kr. an die Facultätskasse einzahlen. Strauß saß im Postwagen, während diese Wandlung vom Candidaten zum Doctor sich mit ihm vollzog und rollte Berlin entgegen, ohne Ahnung davon, wie wenig freundlich die Angelegenheit von seinem früheren Gönner Eschenmayer behandelt werde, die er für eine so einfache gehalten hatte. In Berlin empfangen ihn sofort die üblichen Schwierigkeiten mit der Polizei. Eiligst mußte er um seine „Papiere“, die in Tübingen lagen, an den Vater schreiben¹ und mit diesen erhielt er das Diplom mit „bene“, das ihn schwerlich sehr erfreut haben wird. Doch konnte der bittere Eindruck unter der Menge von neuen Empfindungen, die jetzt auf ihn einströmten, auch nicht lange vorhalten.

„Der schwäbische Magister, sagt Vischer, wenn er die große theologische Route durch Norddeutschland macht, um einige Pastoren persönlich kennen zu lernen und zu erfahren wie sie Röm. 5, 12 auslegen, geht in Berlin den Vormittag über in Collegien, des Nachmittags studirt er für sich, was er in Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Tübingen, Ulm, Beutelsbach eben so gut hätte studiren können; Abends sucht er einige Landsleute auf, um mit ihnen, wo möglich bei bairischem Biere über das liebe Vaterland, und wie da doch alles besser sei, zu plaudern. Emsiger! Vielgetreuer! Warum bist du nicht zu Hause geblieben?“ Was nun Strauß anlangt, so trifft ihn dieser Spott nicht. Er wußte genau, was er hier wollte. Seine Absicht war, die Vorlesungen von Hegel und Schleiermacher zu hören, den persönlichen Vortrag auf sich wirken zu lassen und sich über diesen und jenen Punkt mündlichen Aufschluß zu erbitten. Viel Glück hat er freilich mit

¹ Akten der Tüb. philos. Fac. Eingabe des Joh. Friedr. Strauß vom 21. November 1831.

diesem Unternehmen nicht gehabt. In erster Reihe war es ihm um Hegel zu thun gewesen, aber kaum hatte er sich dem großen Philosophen vorgestellt und seine ersten Vorlesungen gehört, als dieser am 14. November von der Cholera weggerafft wurde. Als Strauß seinen ersten Besuch bei Schleiermacher machte, erfuhr er von diesem, zu seiner äußersten Bestürzung, die traurige Kunde. Sie erschütterte ihn so, daß er nicht nur Schleiermacher durch den Ausruf beleidigte, „um seinetwillen war ich hierher gekommen,“ sondern auch sich wortlos zurückziehen mußte. „Der große Schleiermacher, schreibt er seinem Freunde Märklin, war mir in diesem Augenblicke unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß¹.“ Damit war ihm nun eine doppelte Wunde geschlagen. Hegel konnte ihm keiner der andern Lehrer ersetzen und auch mit Schleiermacher hatte er es nun gleich beim ersten Besuche verdorben. Die Naivetät, mit der der junge Schwabe ihm in's Angesicht rief, wegen seines Gegners Hegel sei er gekommen, hatte Schleiermacher sofort mit sichtlichem Mißfallen aufgenommen, denn er hatte ohnehin die württembergischen Studenten in diesem Verdacht und ließ sich darum nicht näher mit ihnen ein². Eine Weile besann sich Strauß unter diesen Umständen, ob er die, zudem von der Cholera heimgesuchte, Stadt wieder verlassen solle? Allein er erwog, daß Hegel zwar in Berlin gestorben, doch nicht ausgestorben sei und daß die Fragen, die er auf dem Herzen habe, ihm auch von den zahlreichen Schülern des großen Todten gelöst werden könnten. So knüpfte er mit der Wittve Hegel's, mit Marheineke, mit Hitzig und Gans, insbesondere aber mit Vatke einen engeren Verkehr an, der ihm mannfache Förderung brachte und dachte sogar eine Weile daran, mit Vatke sich zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift zusammenzuthun³.

Der Punkt freilich, der ihm als Theologen der wichtigste war, wurde ihm auch durch diese Verhandlungen nur in so fern

¹ Vischer, Krit. Gänge, 1, 116. Zeller, Strauss 26. Strauss, Märklin 72.
— ² Märklin 78. — ³ Nach Zeller a. a. O. 26.

deutlicher, als er sah, es sei derselbe nicht nur für ihn, sondern an sich der unklare Punkt des Hegel'schen Systems. Diese Frage, die er schon mit Märklin verhandelt hatte, war nämlich: Wenn die Religion die Wahrheit in Form der Vorstellung hat, die Philosophie in der Form des Begriffs, wie steht es dann mit dem geschichtlichen Theil der Religion? Gehört die Geschichtlichkeit mit zur Wahrheit der Idee und hat darum auch Anerkennung von Seiten des Philosophen zu fordern, oder gehört die Annahme, daß alles das auch äußerlich geschehen sei, was aus dem Begriff als innere Wahrheit und Nothwendigkeit folgt, zu der niederen Form der Vorstellung, die den Denkenden nicht verpflichtet? Daß Gott Mensch werden, das heißt in der Menschheit zu Bewußtsein seiner selbst kommen muß, wenn die Idee sowohl Gottes als der Menschheit sich realisiren soll, folgt aus dem Begriff Gottes wie der Menschheit, aber wenn das Evangelium erzählt, Gott sei nun auch einmal an einem bestimmten Ort einzelner Mensch geworden in Jesus von Nazareth, folgt das gleichfalls aus dem Begriff oder ist es vorstellungsmäßige Einkleidung der philosophischen Wahrheit, daß Gott in der Menschheit zu sich selbst, d. h. zu Bewußtsein kommt? Die Phänomenologie hatte Strauß rathlos gelassen. Bald schien gegenüber dem erreichten Begriff der Sache die Geschichte als bloß vorgestellte fallen gelassen, bald mit der Idee auch die Historie festgehalten zu werden. War an einer Stelle die Menschwerdung Gottes in Jesu nur eine Abbeviatur für das vorstellende Bewußtsein, so war dort wieder neben der allgemeinen Menschwerdung Gottes in der Menschheit noch eine besondere in Jesus von Nazareth gesetzt. Wahrheinet und mit ihm die ganze theologische Section der Hegel'schen Schule entschied sich einfach für die letztere Alternative¹. Allem Strauß konnte das unmöglich genügen. "Wozu, fragte er, den ganzen Umweg, uns über die Idee zum Factum zurückzuführen? Gehört das Geschichtlichwerden wirklich zur Wahrheit der Idee, dann bleiben wir

¹ Streitschriften 3, S. 57 f.

Christologie, die er auf diesem Wege sowohl historisch widerlegen, als philosophisch beweisen wollte. Soweit es sich mithin für Strauß um seine Stellung innerhalb der Hegel'schen Schule handelte, war er mit sich in's Reine gekommen. Seine andere Aufgabe war die Auseinandersetzung mit Schleiermacher, über den man in den Hegel'schen Kreisen, in denen er verkehrte, sehr abfällig zu urtheilen gewohnt war. Schleiermacher las im Wintersemester 1831 auf 32 Encyclopädie und Neutestamentliche Einleitung, Vorlesungen, die für Anfänger bestimmt sind, die sich aber doch auch vortrefflich eigneten, gerade den gesammten Standpunkt des Lehrers kennen zu lernen. Allein so reif Strauß für diese Vorlesungen war, es wurde ihm nicht leicht, sich in Schleiermacher's Art zu finden. Zwar übte die genetische Darstellungsweise des Collegs auch auf Strauß ihren Reiz, aber die Vorbereitung des vielbeschäftigten Mannes ließ öfters zu wünschen. Die fein gesponnenen dialektischen Fäden verwirren sich nicht selten und die Darstellung trug keineswegs immer das Gepräge der Ordnung und Regelmäßigkeit, sondern stellenweise sogar der Zerfahrenheit oder Verworrenheit an sich.¹ Daß dennoch auch diese Vorlesungen nicht ohne Einfluß auf die theologische Entwicklung von Strauß geblieben sind, beweist nicht nur die bekannte Skizze über Schleiermacher und Daub, sondern namentlich die bald nachher verfaßte Recension der Encyclopädie der theologischen Wissenschaften², in der er Gelegenheit nahm, sich über den gedruckten Leitfaden der unlängst gehörten Schleiermacher'schen Vorlesung auszusprechen. Voll Bewunderung ist Strauß für die Nettigkeit des Grundrisses der Vorlesung³. Das Ganze erscheint ihm als ein symmetrisches Gebäude, dessen einzelne Gemächer sauber und wohnlich, und dessen Plan zugleich so einfach ist, daß sich von jedem Gemach die Verhältnisse des Ganzen übersehen lassen. Dennoch findet er die An-

¹ Chr. d. Glbs. 7. — ² Char. u. Krit. 213. — ³ Schleiermacher, Kurze Darstellung des theolog. Studiums 1811.

ordnung selbst verkehrt. Der Grundgedanke, der die theologischen Disciplinen zusammenhält, soll nach Schleiermacher nicht der immanente Begriff der christlichen Religion, sondern der äußere Zweck der Kirchenleitung sein. So kommt kein wahrhafter Organismus, sondern nur ein äußerst klug zusammengestelltes Aggregat der theologischen Wissenschaften zu Stande, ähnlich jenem Aggregat von Wissenschaften, das für das praktische Bedürfnis des Staatsdiensts unter dem Namen der Kameralwissenschaften zusammengestellt wird. Das Interesse der Kirchenleitung erfordert eines theils wissenschaftliche Kenntnisse, andernteils eine klerikale Technik. Statt dieser rein äußerlichen Rubricirung verlangt Strauß eine Construction aus dem Begriff der Religion heraus. Wenn Schleiermacher die Dogmatik als einen Theil der historischen Theologie neben die kirchliche Statistik stellt, so ist Strauß das eine Degradation, die die Königin neben die Magd setzt. Vielmehr sollen Dogmatik und Moral als speculative Theologie die centrale Stellung einnehmen, da die Encyclopädie den Stoff nicht blos formal zu ordnen, sondern auch begreifend zu durchdringen hat. Auch in Betreff der Behandlung der neutestamentlichen Einleitungsfragen war Strauß mit Schleiermacher nichts weniger als zufrieden. Er fand hier einen „luxurirenden Scharfsinn im Einzelnen“, Unentschiedenheit im Wesentlichen, daher die bitteren Urtheile über Schleiermacher's Stellung zu den einzelnen Evangelien, die wir seiner Zeit werden kennen lernen. Um so mehr fand er sich von den Kanzelvorträgen Schleiermacher's angesprochen, die er „in unvergeßlichen Sonntagfrühstunden“ anhörte. Wie viel er auch gegen die Christologie Schleiermacher's einzuwenden hatte, gerade die christologischen Predigten waren eine stete, höchst lebendige Conversation mit dem Menschheitsideal, die auch Strauß auf's höchste fesselte. Gern hätte Strauß das Leben Jesu bei Schleiermacher gehört, denn er war seit Kern's Collog über die Synopse unausgesetzt mit der Frage nach der historischen Kunde

¹ Hutten III, Vorrede LIII.

von Jesu und dem Verhältniß derselben zum speculativen Christus beschäftigt geblieben. Da Schleiermacher die Vorlesung nicht las, mußte sich Strauss zwei Nachschriften derselben von älteren Zuhörern zu verschaffen. Aber die willkürliche speculative Construction rein historischer Probleme, sowie die einseitige auf keineswegs hinlänglich begründete Bevorzugung der Johanneseischen Relation gegen die synoptische, forderten den Widerspruch dieses kritischen Kopfes, um nichts weniger, heraus als früher die Halbheiten der Kern'schen Exegese. Wesentlich über Vorbereitungen zu einer Vorlesung über diese Fragen des Lebens Jesu ging der Winter hin. Das Bedenkliche seines Vorhabens, diese wunde Stelle der neueren Theologie zu berühren, entging ihm dabei nicht. Und das, rüft er in einem Brief an Märklin über seinen eigenen Plan aus, das willst Du in Tübingen lesen? Und Du glaubst nicht, daß Dir der Hörsaal geschlossen wird? Ja es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, solche halbsprechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern, auf irgendeine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Thüre für so etwas öffnen wird. Zu der Vorlesung kam es nicht, wohl aber zur gelehrten Bearbeitung der Frage, an die Strauss nach dieser intimen Erklärung an seinen nächsten Freund weder leichtsinnig, noch unvorbereitet herangetreten ist.

und nach seiner Rückkehr in die Heimath hatte er keine Zeit auf die erhoffte Repetentenstelle am Stift zu warten. Das Sommersemester hatte bereits begonnen, als er seine Vorlesungen eröffnete. Von dem Studirenden, besonders von seinen früheren Maulbronner Schülern, war er sehr eifrig erwartet worden, weil man von ihm Befriedigendes erhoffte, als nach den obigen Schilderungen Vischer's bei den alten Professoren der Philosophie zu finden war. So las er noch im selben Semester Logik und

¹ Bei Vischer a. a. O. 117. 278. O. a. a. Klüpfel. — ² Bei Vischer I. 8. bei Keller 29. — ³ Vgl. auch Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. S. 377 f. — ⁴ Vgl. Klüpfel a. a. O. 377. — ⁵ Klüpfel a. a. O. 377.

Metaphysik in überfülltem Hörsaal zum ersten Mal ward durch ihn in Tübingen Hegel weder mit polemischer Entstellung, noch mit blinder Anerkennung vorgetragen; und die Schwaben lernten nun ihre heimische Philosophie die hier gleichsam ihre Rückkehr aus der Verbannung feierte, von den beredtesten Lippen in klarster und mannhaftigster Darstellung kennen. Den größten Erfolg der Vorlesungen, bezeugt auch Eduard Zeller, der selbst ihr Hörer war. 1) „Noch mehr, sagt er, als die Menge der Zuhörer fiel der begeisternde Eindruck ihr's Gewicht, den dieselben von ihnen erhielten. Sie wirkten wie ein mohlthätiger Regen auf dürres Erdreich; das tiefere philosophische Interesse, für welches in Tübingen bis dahin so wenig gesorgt war, fand hier zum ersten Mal in einem Hörsaal offene Anerkennung und reichliche Befriedigung.“² Im Wintersemester folgte unter gleichem Zubrang die Geschichte der neueren Philosophie seit Kant, nebst der Erklärung von Plato's Symposion. 3) Wie seine Vorlesungen, so waren auch seine Predigten die Repetenten hatten gemeinsam eine Nachmittagspredigerstelle in der Stadtkirche zu versehen; 4) hochbeliebt ihm die mit so großem Erfolge begonnene öffentliche Lehrwirksamkeit nahm aber schon nach zwei Semestern ein Ende. Die Frequenz war, nach dem Zeugnis von Besuchern, so groß, wie nie ein Professor der Philosophie in Tübingen gehabt hatte, allein das trug nicht dazu bei, jene Bestimmung der Ordinarien gegen ihn, die schon bei der Doctorpromotion sich gezeigt hatte, zu mindern. Nach Ablauf des zweiten Semesters wurde ihm als Repetent das Recht, geleslich geltende Vorlesungen zu halten, bestritten, was ihn veranlaßte, sich doppelt eifrig seinen schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Die Frucht davon, sagt der Chronist der Universität Tübingen, 4) war das Leben Jesu. 5) Anstatt Strauß nach glänzenden Erfolgen zum Professor der Philosophie zu machen,

1) Bei Vischer 118, bei Zeller 29. — 2) Vgl. auch Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. S. 377 f. — 3) Vgl. Klüpfel a. a. O. 377. — 4) Klüpfel a. a. O. 378. 5) O. s. a. 1808/9 S. 1

trieb man ihn in die Theologie, um ihn, lesen wir hinzu, bald genug zu einer andern Thüre auch wieder aus dieser hinauszuschreiben. In Folge des Conflicts mit den Ordinarien beschränkte sich Strauß im Sommer 1833 auf die Geschichte der Moral und im Herbst stellte er die Vorlesungen ganz ein, um ununterbrochen an seinem Buche zu arbeiten.

Bei dieser Concentration auf das eine Thema sind aus dieser Zeit nur wenige Veröffentlichungen zu verzeichnen. Von einer eingehenden Besprechung der Evangelienfrage wird noch zu reden sein¹; neben ihr erschienen Kritiken der Einleitung in die Petrinen von Mayerhoff und des Commentars zum Colosserbrief von Böhmer, die wissenschaftlich nicht eben bedeutend, doch bereits den beißenden Wis verrathen, durch den Strauß sich später so viele Feinde und — Freunde gemacht hat. Von dem erstgenannten Anhänger Neander's sagt der bössartige Recensent zum Schluß, derselbe wolle nur Christi, keines Menschen Anhänger sein, woraus am klarsten hervorgehe, welchem Anhang er angehöre; dem zweiten wirft er den doppelten Comparativ „inferiörer“ vor, obgleich man einen solchen nöthig hätte, um die Inferiorität seines Buches auszudrücken.

Neben diesen gelegentlichen Mittheilungen nahmen dann auch die Uebungen am Stift seine Zeit in Anspruch. Im Uebrigen hatten sich, abgesehen von den Verdrießlichkeiten mit den philosophischen Professoren, die Tübinger Verhältnisse auf's anmuthigste gestaltet. Die am Stift wirkenden Repetenten waren von der Schule her Freunde und zum Theil ausnahmsweis begabte Köpfe. Gleichzeitig mit Strauß war sein Schulgenosse Gustav Pfizer eingetreten, im April 1833 kamen Vischer, Märklin und Binder hinzu, worauf dann noch drei weitere Glieder derselben Promotion folgten. Dieses jugendliche Collegium war der Meinung, dem Geist der neuen Philosophie in dem ehrwürdigen Stift Thüren und Fenster zu öffnen, und des fröhlichen Verkehrs der Repetenten

¹ Märkl. 88. — Siehe bei Kitzel a. a. O. p. 410. — Strauß
schriften 3. 61. — Straußschriften 3. 59.

¹ Char. u. Krit. 235.

unter sich, dessen höchste Blüthe, nach Bischer's Zeugniß, Straußens Wis und Humor war, gedenken alle Betheiligten mit Freude. Strauß selbst hat diese Zeit zu den angenehmsten in seinem Leben gerechnet¹.

Inzwischen war unter stetem Austausch der Gedanken mit dem verehrten Lehrer Baur², das verhängnißvolle Buch druckfertig geworden. Strauß hatte mit unverdrossenem Fleiße alles excerpirt, was zur Sache gehörte. Von Celsus bis zum Wolfenbüttler Fragmentisten, von Augustinus bis auf Olshausen's und Paulus Evangelienharmonie, von Eichhorn bis auf die neuesten Kritiker der Evangelien hatte er jede Ansicht protokolliert³ und aus diesen Collectaneen arbeitete er nun mit der genialen Zusammenfassung seiner Kräfte, deren er fähig war, in einem Jahre das Buch heraus, von dem eine neue Aera der Theologie, und im schlimmsten Sinn auch der deutschen Kirche datirt. Es sollte ursprünglich keineswegs so ausschließlich negativ ausfallen, wie es im Verlauf der Arbeit gerathen ist. Vielmehr hatte Strauß zuerst an jene historisch-kritische Darstellung und philosophische Reconstruction der Christologie gedacht, die er bei Marheineke vermischte. Der erste Theil des ersten Abschnitts sollte objectiv die Geschichte Jesu nach den Evangelien geben, der zweite im Sinne Schleiermacher's darstellen, wie Jesus subjectiv in den Gläubigen lebt, der dritte die Synthese des objectiven und subjectiven Factors in der Lehre der Kirche, d. h. im zweiten Artikel des apostolischen Symbolums zeigen. Der zweite Abschnitt sollte historisch-kritisch die Frage nach der Realität des Lebens Jesu untersuchen und das enthalten, was nachmals allein zum Vorschein kam, der dritte speculativ die Christologie reconstruiren, deren äußerlich geschichtliche Voraussetzungen als problematisch nachgewiesen waren⁴. Das gelehrte Material, das Strauß zusammentrug bezog sich nun aber fast durchweg auf die Erörterung der Möglichkeit und Thatsächlichkeit

¹ Märkl. 83. — Siehe bei Klüpfel a. a. O. p. 410. — ² Streitschriften 3, 61. — ³ Streitschriften 3, 59.

der evangelischen Erzählungen. Insbesondere die stete Friction mit dem vor ihm liegenden Hest von Schleiermacher und den schlechten harmonistischen Kunststücken seines Lehrers Kern und der gesammten einschlägigen Exegese, reizten seinen Grimm¹. So beschloß er den ersten Theil, als mehr oder weniger selbstverständlich wegzulassen, während die speculative Reconstruction des idealen Christus sich zu einer Schlußbetrachtung zusammenzog. Der Wegfall des ersten Theils gab dem Werke nun freilich einen ausschließlich negativen Charakter, der erst nachträglich durch die Schlußabhandlung ausgeglichen werden wollte, allein noch ehe der zweite Band des Buchs erschien, war der Verfasser bereits seiner Repetentenstelle enthoben und damit die wissenschaftliche Frage in eine kirchliche verwandelt, der Wissenschaft zum Nachtheil, der Kirche zum Schaden. *ihud estisur*

¹ Streitschriften 3, 60. Märklin 41.

nlre nrdre en